[U1, U2-4 vacat]

RG [Signet]

RAINER MARIA RILKE
IN DANZIG

Briefe und Texte

Tagung der Rilke-Gesellschaft

vom 21. bis zum 24. September 2016

in Gdańsk

Zusammengestellt von

Erich Unglaub

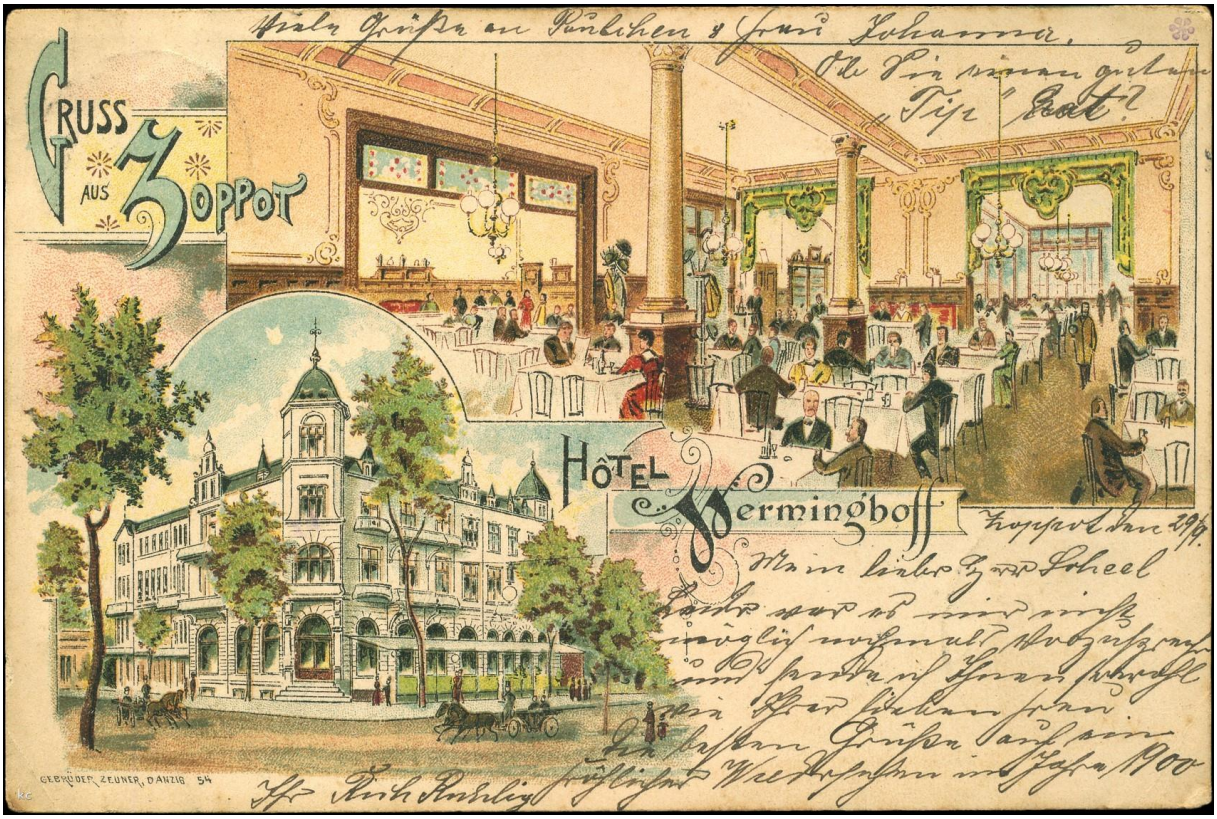
Briefe an die Mutter

[Berlin, 13. Juni 1898]
Montag ½ 5.

Liebe Mama,
mit großer Verspätung eben erst in Berlin-Wilmersdorf eingetroffen, finde Deinen Brief vor und danke Dir gleich im Moment der Ankunft sehr dafür. Ich bin gesund. Du hoffentlich auch. Sobald ich etwas Ruh habe – mehr. Ich glaube Freitag früh fahre ich fort u.zw. nach Danzig. Ich schreibe Näheres. Viele Küsse für heute von Deinem
René.

Adresse: Zoppot bei Danzig, Hôtel Werminghoff.
16.Juni 98. Nachmittag.

Eben angekommen an der sehr blauen schönen Ostsee.
Denke viel an Dich. Bald mehr. René.



Zoppot bei Danzig, Hôtel Werminghoff.
27. juni 98.

Meine gute Mama,
jene Karte war in der That nur als Einleitung gedacht und sollte bald einen Brief nach sich ziehen; allein ich fühlte mich – wahrscheinlich wegen der Aklimatisationsverhältnisse fortwährend nicht wohl, so daß meine Tage eine einzige Faulheit waren. Ich konnte keine Feder zur Hand nehmen. Mir ist heute etwas besser: so wag ichs. Zoppot ist schön und wenn ich mit dem Tadel beginnen soll, - in mancher Beziehung zusehr „Seebad“ um mich ganz zu befriedigen und jedenfalls eine Enttäuschung nach den Eindrücken, welche wie ein Echo jenes südlichen Meeres sind, von dem ich kam. Aber es hat einen so guten Strand schöne Wälder und

gute Umgebungen, so daß es sich hier 5 Wochen wird leben lassen. Bis ich erst gebadet habe, werde ich mich auch wohler fühlen. Zunächst kommt das Wasser nicht über 11-12 Grad und da die Luft voller Regen ist, wage ich nicht, zu beginnen. Wellenschlag ist sehr gering, denn wir liegen im tiefsten Winkel der Danziger buch, gleichsam an einem Miniaturmeere, das alle Eigenschaften des echten in kleinen Grenzen nachahmt. – Der größte Vorzug – nächst dem, daß ich mit lieben menschen beisammen bin, – scheint mir darin zu liegen daß ich ein ganz neues Stück Land mit weiten Wiesen, hohen Linden und dunklen Dörfern kennen lerne und in Danzig bin dann und wann, dessen alterthümlicher Zauber sich mit nichts bisher Geschautem vergleichen läßt. Ich werde von hier aus keine Reise unternehmen und im Winter erst nach Russland gehen, weil von den Menschen, die ich besuchen will jetzt niemand in St Petersburg ist.
Zunächst muß ich hier allmählich zu arbeiten beginnen; erwarte deshalb nur kurze Nachrichten. Über Dominicus werde ich Dir erst gelegentlich schreiben. Ich weiß noch nichts.
Einen Neuigkeiten sehe ich in großer Spannung entgegen; schreibe bald und viel, auch von Deiner Gesundheit, Deinen Plänen u.s.f.
Ich küsse Dich.

René

Herrn Dr Engel meine Ergebenheit.

Zoppot, am 7. July 98.

Liebe Mama,
herzlichen Dank für Deinen ausführlichen Brief, der mir allerdings durch die schlimmen Gesundheitsnachrichten getrübt wurde. Es ist sehr schade, daß Du in den Prager Tagen soviel von jener Kraft und Widerstandsfähigkeit eingebüßt hast, die man sich „unten“ so mühelos erwerben kann. Doch Dir ist der Ort sympathische, Du bist gut aufgehoben und wenn das Wetter Dich nicht ganz im Stich läßt, wirst Du Dich schneller als Du glaubst, erholen. Auch ich bin, obwohl ich 3 Wochen da bin noch nicht ganz akklimatisiert, und leide noch unter allem Möglichen. – Doch das geht vorbei. Sonst war Viel erfreuliches in Deinem Brief, nicht zum Wenigsten Geschenk und Theilnahme des greisen hohen Herrn, welche seine Gestalt und Persönlichkeit immer liebenswerter erscheinen lassen. Das ist eine gute Errungenschaft Arcos und etwas was allen Erinnerungen einen schönen Mittelpunkt gibt.
Auch die Ausschnitte (Oestéren betreffend) haben mich nichtnur interessirt, sondern sehr herzlich erfreut; wenn er gesund genug ist, kann er anderswohin gehen, einen Strich unter alles setzen und von Anfang beginnen.
Sonst höre ich wenig, oder nichts Neues. Bin faul oder fleißig wies eben kommt. Die Luft macht müde hier und der Schlaf wird tief. Die Hälfte meines Aufenthaltes ist heute um und die Zeit läßt sich nicht halten. Schreib bald, und theile mir dann Besseres Deine Gesundzeit betreffend, mit. Du hast recht, wir gehören irgendwo in die Wärme und sehen uns hoffentlich in einem halben Jahr in der Sonne wieder!
Mit gutem Dank für Alles und in treuer Theilnahme.

René

Gute Empfehlungen Herr Dr Engel! Sind sonst Bekannte da. Frau von Bělský vielleicht?
Wie oben.

Zoppot bei Danzig, am 20. July 98.

Liebe Mama, nun beginnt meine letzte Zoppoter Woche; denn in den letzten Tagen dieses Monats will ich auf kleinen Umwegen nach Berlin zurückkehren, wo ich den Winter verbringen will. Ich danke Dir zunächst für Deinen reichhaltigen Brief. Solche Ausführlichkeiten freuen mich stets ehr, und Alles hat Interesse für mich. Das Buch „Ruth“ besitze ich leider überhaupt nicht, Du wirst es in anderen Städten gewiß in jeder Leihbibliothek erhalten. Schade, – ich hätte

Dir gerne gedient. Den Wunsch mit den Karten an Frl. v. Kiwisch will ich gelegentlich erfüllen. Von den Büchern, welche jene belesene Dame (weiß heißt sie übrigens?) [empfohlen hat,] würden mich auch viele, besonders die Italienischen „Profile“ von Münz sehr interessieren. Schreibe mir bitte besonders darüber. – Es scheint ja jetzt (nach den Zeitungen) in Karlsbad sehr voll zu sein und viel vornehme Welt? Erhole Dicht nur wieder ganz von den verschiedenen Rückfällen, welche sicher durch das schlechte Regenwetter mitverschuldet sind. Hier ist Kälte an der Tagesordnung und soviel Landwind, daß jede Spur einer Brandung verloren geht. Ich muß oft an das ligurische Meer und seine mir so lieb gewordene Küste denken! Bis zum 29. Bin ich jedesfalls hier und würde eine Nachricht von Dir guter Freude voll empfangen. Wie immer

René.

Meine Empfehlung Herrn Dr Engel.

Schmargendorf bei Berlin
Hundekehlstr. 11, Villa Waldfrieden
1.august 98

Liebe Mama, Du hast mich aufrichtig bestürzt gemacht durch diese Nachricht von Deinem Unwohlsein und durch den Umstand, daß es diesmal so arge Dimensionen angenommen hat. Es will mir scheinen, daß Karlsbad diesmal nicht der richtige Aufenthalt für Dich ist; denn Du hast Dich doch in Arco sehr erholt und kamst in bester Gesundheit zurück. Wenn Du mir doch bald Gutes sagen wolltest! – Ich habe, – durch das schlechte kalte Wetter mitbestimmt – die Ostsee verlassen und wohne hier in der Villa Waldfrieden – seit heute! – dies „Waldfrieden“ ist nichtnur Name. Von einem kleinen Gärtchen umstellt liegt die Villa dem Kiefernwald gegenüber, darin ich eine Treppe hoch ein Schlaf- und ein Arbeitszimmer bewohne und so Gott will nun für den ganzen Winter ohne Unterbrechung.
[…]
Berlin ist in hoher Erregung und Trauer um Bismarks Tode. Doch davon erzähl‘ ich Dir nichts. Ich weiß: Du hegst dem deutschen Eisenmann keine Sympathie. – Schone Dich, bitte und mach mir bald die Freude einer günstigen Nachricht. Wie immer küßt:

René

Vielleicht schickst Du gelegentlich unter Kreuzband mit 20 Pf. D. Liliencron und einmal die Seidendecke. Nicht?

Schmargendorf, Villa Waldfrieden
Am 27. August 98.

Meine liebe Mama,
[…]
Es freut mich, daß Du Dich in Marienbad […] so wohl gefühlt hast. […] Auch ich war war 8 Tage verreist gewesen, im berühmten Spreewald, nahe von Berlin; es war nothwendig vor diesen heißesten Tagen irgendwohin zu flüchten. War das Wetter bei euch auch so? Schön, klar aber ganz unermeßlich heiß. Seit etwan 3 Wochen kein Tropfen Regen. Jetzt ist es etwas kühler, aber immer noch sehr beständig. Ich bedaure, daß ich in Zoppot nicht solches Wetter gehabt habe. Wievielmehr hätte man Bad und Wald genießen können! […]

Schmargendorf, am 7. Sept. 98.
Liebe Mama,

[…] Daß Tante Charelotte sich in Misdroy nicht gut fühlt, läßt sich wer fassen. Ich war auf meiner Rückreise von Zoppot einen Tag dort und fand es reizender als je. Treffliche Hôtels und ein entzückender Strand, auf dem man Alles haben kann, - Strandleben und Strandstille, Toiletten und Natur, Gesellschaft und Einsamkeit je nach Laune. […]

Oliva – [Poststempel: Stolp-Danzig, 18. 6. 1899]
Sonntag: eben glücklich aus Russland zurück. Bleibe nun 8-10 Tage in Oliva. Adresse: Oliva bei Danzig, postlagernd. Ich denke herzlich Deiner und erhoffe bald gute Nachricht.

D.R.

Oliva bei Danzig, am 23. Juni 99.

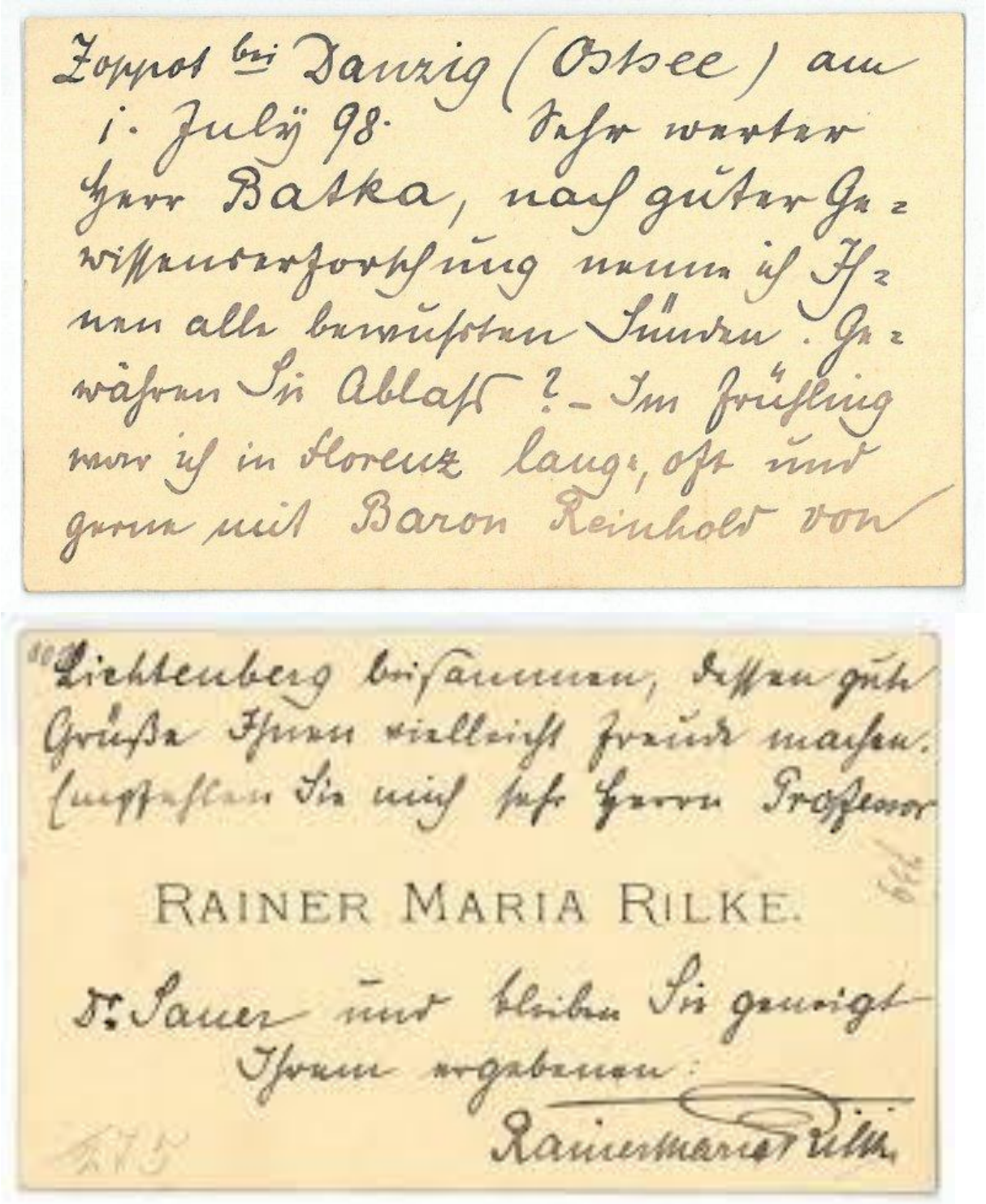
Meine liebe Mama,
anstelle eines wirklichen Briefes (der nichtmehr allzulang wird auf sich warten lassen) laß Dir heute dieses billet gefallen: es bestätigt meine Ansichtskarte, welche ich Dir Sonntag schickte. Ich bin in Oliva, inmitten herrlicher Wälder und eine halbe Stunde vom Meer. Der Ort, welcher

halbenwegs zwischen Danzig und Zoppot liegt, war mir vom Vorjahr her in guter Erinnerung. So suchte ich ihn aufs Neue auf. Und ich habe es nicht zu bereuen. Das Dorf, das in einem reichen Waldthal liegt, erhält seine Bedeutung durch eine aus dem Jahr 1170 stammende Abtei mit herrlicher Kirche durch das Schloß der alten Herzoge von Pommerellen und Dansk, welches jetzt für die kaiserl. Prinzen vorbereitet wird und endlich durch einen herrlichen großen Park mit Riesenrüstern und mit leise duftenden Linden. Trotz des Regens bin ich recht froh in dieser Verlorenheit. Ich verkehre mit keinem Menschen. Nur gelegentlich besuche ich in Langfuhr eine liebe Bekannte, die Schriftstellerin Johanna Niemann. Ich will, wenn das Wetter sich bessert – 10-12 Bäder im Meer nehmen und dann nach Schmargendorf zurückkehren. […] Du schreibst am Besten Oliva bei D. postlagernd.

St.Petersburg, Newskij, Ecke Fontaka
am 18. August 1900.

Meine liebe gute Mama,
nun hilft alles nichts mehr: Russland geht zuende, aber wenigstens auf sehr gute Art […] Ich reise wahrscheinlich Mittwoch, den 22. D.M. von hier ab … (schweren Herzens!) mache kurze Station in Danzig und reise dann, ohne Berlin zu berühren, - nach Worpswede bei Bremen durch. […]

Danzig: am 24. Aug. 1900. –
M.l.M. Der erste Gruß von deutschem Boden! Sende bitte alles versprochene unter meinem Namen an Heinrich Vogeler, Worpswede bei Bremen! Ich treffe Sonntag dort ein. Dann mehr von Deinem R. – Küsse!



Zoppot bei Danzig (Ostsee) am
1. July 98. Sehr werter
Herr Batka, nach guter Ge-
wissenserforschung nenne ich Ihnen
alle bewußten Sünden. Ge-
währen Sie Ablass? – Im Frühling
war ich in Florenz lange, oft und
gerne mit Baron Reinhold von
Lichtenberg beisammen, dessen gute
Grüße Ihnen vielleicht Freude machen.
Empfehlen Sie mich sehr Herrn Professor
Dr. Sauer und bleiben Sie geneigt
Ihrem ergebenen:
Rainer Maria Rilke.

An den Musikwissenschaftler Richard Batka (1868-1922)

Zoppot bei Danzig (Ostsee) am 1. July 98.

Sehr werter Herr Batka, nach guter Gewissenserforschung nenne ich Ihnen alle bewußten Sünden. Gewähren Sie Ablass? – Im Frühling war ich in Florenz lange, oft und gerne mit Baron Reinhold von Lichtenberg beisammen, dessen gute Grüße Ihnen vielleicht Freude machen. Empfehlen Sie mich sehr Herrn Professor Dr. Sauer und bleiben Sie geneigt

Ihrem ergebenen:

Rainer Maria Rilke.

Aus dem FLORENZER TAGEBUCH

Heute ist keine Bangigkeit mehr in mir, sondern die helle Freude: Dich in sechs bis sieben Tagen wieder zu haben, Liebling. Ich sitzen inmitten des Sommermorgens auf meinem Balkon und weiß nur, daß diese innigste aller Erfüllungen, welche mir begegnen kann, mein nächstes Ziel ist. Und alles in mir zittert ihm entgegen.
Freude macht schöpferhaft. Wir werden in dem hohen Glück des Wiederbesitzes sicher den besten Weg in diesem Sommer finden, den uns kein Zufall nehmen kann. Mir wenigstens ist er wie ein von hoher Macht zuerkannter Besitz, da er schon so lange meiner Hoffnung in Tag und Traum herzeigen war.
Ich würde dann ohne große Rast von hier über Bologna, vErona, Ala, Innsbruck und München zu unserem Feste fahren und meine Liebe, reicher um die Erinnerungen aus Sehnsucht und Einsamkeit, vor Dir niederlegen.
Was fürcht ich einen öden Strand im Ostpreußischen! Ich habe zwei Monate lang Schönheit geschöpft mit seiligen Händen; ich habe genug davon, Schätze vor mir und Dir aufzutürmen, so daß wir den vielen Menschen, die mit sein werden, verloren gehen.
Und nun nütz ich die zwei oder drei Tage, die ich noch so Dir entgegenträume, im Duften dieser blauen Unendlichkeit, um Dir weiter zu erzählen von den Herrlichkeiten meiner Fremdlanstage. Und dabei wir es mir immer klarer, daß ich gar nicht von den Dingen rede, sondern davon, was ich durch sie geworden bin.

Was bleibt einer Zeit, welche die reinste Glückseligkeit in den zeitlosen Himmeln und das blutigste Leid irgendwo in der brennenden Hölle glaubt? Glanz und Dunkel, Liebe und Haß, Sehnsucht und Verzweiflung, Erfüllung und Ewigkeit, Zorn und Zagheit – das alles gehört ihr nicht zu. Sie liegt arm und farblos mittendrin und hat eine einzige Dämmerung über Nacht und Tag.

Zoppot, am 6. Juli 1898

Hier am Rande eines kühleren Meeres beende ich dieses Buch, welches ich mehr als dreimal verleugnet habe; denn viel Angst und Armut liegt zwischen damals und heute: Tage wie flache Landstraßen, an denen arme, kahle Kastanien stehen, Gedanken wie endlose Dörfer an ihnen mit stumpfen, stillen Stirnen und verregneten Fenstern. Das alles hat noch kommen müssen, und nicht, daß es kam, machte mich so, sondern daß es jetzt geschah, im Augenblicke, als ich nichts wünschte, als Dir viel Festlichket unversehrt und heilig zu bringen und Dicht mit ihr zu umgeben wie mit einer bilderdunklen Nische. Aber ich war wie das Kind, das dem todkranken Schwesterchen zuliebe aus dem verlorenen Gehöft durch Nacht und Not zur Stadt läuft, die Arzenei zu holen, und im lichten Morgen, von kindischen Spielen verführt, den eigentlichen Sinn des Weges vergißt und heiter ohne die ersehnte Hilfe heimkehrt… Diese Heiterkeit wird ein Weinen werden, und eine Verzweiflung steht hinter ihr: so geschah mir.
Dazu kam: die Umstände, unter denen wir uns zuerst wiedersahen, brachten mit sich, daß ich an Dir nur das und jenes aus dem Gestern sah; Vergangenes, Überwundenes, Enges, was uns gemeinsames Leid gewesen, drängte sich früher an mich heran als die Erinnerung an unser einsames Glück, das zeitlos und an kein Einst gebunden ist. Ich wußte nur, daß Du geduldig meine zahllosen kleinen Klagen angehört hast, und bemerkte mit einem Mal, daß ich wieder klagte und Du wieder anhörtest, wie früher. Das beschämte mich so sehr, daß es mich fast verbitterte. Es paßte so gut zu den Prager Menschen, welche das ganze Leben lang ihre eigene Vergangenheit leben. Wie Leichen sind sie, welche nicht Frieden finden und deshalb in heimlicher Nacht immer wieder ihr Sterben leben und über die harten Grüfte hin aneinander vorübergehen. Sie haben nichts mehr; das Lächeln welkte auf ihren Lippen, und die Augen

trieben mit dem letzten Weinen wie auf abendlichen Flüssen hin. Aller Fortschritt in ihnen ist nur, daß ihr Sarg zermorscht und ihre Gewänder zerfallen und sie selbst immer mürber und müder werden und ihre Finger verlieren wie alte Erinnerungen. Und davon erzählen sie sich mit den lang verstorbenen Stimmen: so sind die Menschen von Prag.

Nun kam ich zu Dir voll Zukunft. Und aus Gewohnheit begannen wir unsere Vergangenheit zu leben. Wie konnte ich merken, daß Du frei und festlich wurdest bei dem Vertrauen dieses Buches, da ich DICH nicht sah, sondern nur Deine Nachsicht und Milde und das Bestreben, mir Mut und Freudigkeit zu geben. Mich konnte in diesem Augenblick nichts mehr empören als dies. Ich haßte Dich wie etwas zu Großes.
Ich wollte diesmal der Reiche, der Schenkende sein, der Ladende, der Herr, und Du solltest kommen und, von meiner Sorgfalt und Liebe gelenkt, Dich ergehen in meiner Gastlichkeit. Und nun Dir gegenüber war ich wieder nur der kleinste Bettler an der letzten Schwelle Deines Wesens, das auf so breiten und sicheren Säulen ruht. Was half es, daß ich meine gewohnten Festtagsworte anzog? Ich fühlte mich immer lächerlicher werden in meiner Maskerade, und mir erwachte der dunkle Wunsch, mich in ein tiefes Nirgendwo zu verkriechen. Scham, Scham war alles in mir. Jedes Wiedersehen beschämte mich ja. Begreifst Du das? Immer sagte ich mir: ›Nichts kann ich Dir geben, gar nichts; mein Gold wird zu Kohle, wenn ich Dirs reiche, und ich verarme dabei.‹ Einmal kam ich ja so arm zu Dir. Fast als Kind kam ich zu der reichen Frau. Und Du nahmst meine Seele in Deine Arme und wiegtest sie. Das war gut. Damals küßtest Du mich auf die Stirne und mußtest Dich tief neigen dazu. Verstehst Du, daß ich an Dir aufwuchs bis hin, wo es ein kurzer Weg wird von Deinen Augen in meine Augen? Daß ich aber endlich, stammstark, mich zu Deinen Lippen neigen wollte, ähnlich wie Deine Seele einst sich meiner Stirne neigte? Nicht von Dir umschlungen wollte ich sein. Du solltest Dich an mich lehnen können, wenn Du müde bist. Nicht Deinen Trost wollte ich fühlen, sondern die Macht hätte ich in mir wissen mögen, Dich zu trösten, solltest Du je dessen bedürfen. Nicht die Erinnerung an die Berliner Wintertage wollte ich in Dir finden, Du solltest mehr denn je meine Zukunft sein, seit ich den Glauben hatte zum Glück und das Vertrauen zur Erfüllung. Und inzwischen sagte Dir dieses Buch, was mir unten geschah, und Du durchlebtest es wie einen tiefen Traum und wurdest die Zukunft. Aber da glaubte
ich nicht mehr an sie. Ich war blind und bitter, hilflos und häßlicher Gedanken voll und tagaus,
tagein von der Angst gequält: Du könntest jetzt beginnen, mich mit dem Reichtum, den ich Dir gebracht und den Du so schnell zu Deinem Besitz erhobst, zurückzubeschenken, und ich fühlte in den besten Stunden, wie ich schon begann, das, was ich in seligen Siegen geholt hatte, als Almosen anzunehmen von Deiner unermüdlichen Güte. Ich hatte Dir goldene Schalen gebracht, helle Gefäße der Festlichkeit, und dann hatte ich Dich mit meiner Not gezwungen, aus dem Edelgut kleine Münzen für das Bedürfnis des Alltags zu prägen und mir so das Geschenk langsam zurückzuerstatten. Ich fühlte mich dabei so erbärmlich und elend werden, daß ich den letzten eigenen Reichtum verlor oder fortwarf und in meiner Verzweiflung nur ungewiß empfand, ich müsse fort aus dem Umkreis dieser Güte, die mich erniedrigte. Aber damals, gerade in dieser Erschütterung, wurde ich gewahr, daß, wenn ich überhaupt meine Erstarrung abstreifen und in einem Entschluß mich sammeln soll, jede meiner Taten, alle Bewegung in mir zu Dir hin will; da, als ich zum ersten Mal nach dieser stumpfen Trauer wieder an morgen denken mußte, als hinter Deiner Gestalt das Schicksal stand und durch Deine entfremdete Stimme mir die eherne Frage schickte: ›Was willst du tun?‹, da war alles in mir wie eiserlöst; aus der Scholle sprang
die Welle und warf sich mit aller Wucht dem Ufer hin – ohne Zögern und ohne Zweifel. Als Du mich nach der Zukunft fragtest und ich hilflos lag und eine Nacht überwachte über dieser Bangigkeit, da wußte ich, als ich Dich am Morgen wiederfand, daß Du die immer Neue, die immer Junge, das ewige Ziel bist und daß es für mich eine Erfüllung gibt, welche alle umschließt:
DIR entgegengehn.
Wenn meine Geliebte ein armes, kleines Mädchen wäre, dann hätte ich von ihr Abschied nehmen müssen für immer; diese hätte die Vergangenheit geliebt und meine jungen Rosen immer mit den verblaßten Bändern gebunden, die ich ihr im Mai einst gebracht habe. Darum müssen junge Männer so oft undankbar und unstet erscheinen, gerade diesen zarten und opferfrohen Wesen gegenüber,

welche ihnen alles gegeben haben; diese Mädchen sind Violinen mit einem einzigen Lied, und sie wissen nicht, wann es zu Ende war. Deine Saiten sind reich; und wie weit ich auch gehen mag – Du bist immer wieder vor mir. Meine Kämpfe sind Dir längst Siege geworden, darum bin ich manchmal so klein vor Dir; aber meine neuen Siege gehören Dir mit, und mit ihnen darf ich Dich beschenken. Ich bin über Italien auf weitem Weg zu dem Gipfel gegangen, den dieses Buch bedeutet. Du hast ihn [in] raschen Stunden erflogen und standest, noch ehe ich ganz oben war, an seiner klarsten Spitze. Ich war hoch, aber noch inmitten von Wolken; Du wartetest über ihnen im ewigen Glanz. Empfange mich, Liebling. Sei immer so vor mir, Du Liebe, Einzige, Heilige. Laß uns zusammen aufwärts gehen, Du – so wie zum großen Stern hinauf, eines am anderen lehnend, eines im anderen ruhend. Und muß ich irgendwann den Arm von Deinen Schultern fallen lassen für eine Weile, ich fürchte nichts: auf der nächsten Höhe wirst Du lächelnd den Müden empfangen. Du bist nicht ein Ziel für mich, Du bist tausend Ziele. Du bist alles, und ich weiß Dich in allem; und ich bin alles und führe Dir alles zu bei meinem Dir-entgegen-Gehen.
Ich muß nicht sagen: Verzeih! Denn ich bitte Dich in jedem Schweigen darum; ich muß nicht bitten: Vergiß! Denn wir wollen uns auch dieser Stunden erinnern, in denen ich von Dir wollte aus Scham; und auf meiner blinden Flucht lief ich immer DIR entgegen. Und ich will auch nicht sagen: Vertrau! Denn ich weiß, daß dieses die Sprache ist, mit welcher wir uns in diesen neuen, heiligen Morgen erkannten und begrüßten nach einem langen Fernsein und einem fernen Beisammensein, das unsere letzte Trennung war und meine letzte Gefahr. – Und nun dieses Buches letzter Wert ist die Erkenntnis eines Künstlertums, das nur ein Weg ist und in einem reifen Dasein endlich sich erfüllt. Mit jedem Werke, welches Du aus Dir hebst, schaffst Du Raum für irgendeine Kraft. Und der letzte, welcher nach lange kommt, wird alles in sich tragen, was um uns wirksam und wesenhaft ist; denn er wird der größte Raum sein, erfüllt mit aller Kraft. Das wird nur einer erreichen; aber alle Schaffenden sind die Ahnen dieses Einsamen. Es wird nichts sein außer ihm; denn Bäume und Berge, Wolken und Wellen sind nur Symbole gewesen jener Wirklichkeiten, die er in sich findet. Alles ist in ihm zusammengeflossen, und alle Mächte, die sonst zerstreut einander bekämpften, zittern unter seinem Willen. Sogar der Boden unter seinen Füßen ist zuviel. Wie einen Gebetsteppich rollt er ihn zusammen. Er betet nicht mehr. Er ist. Und wenn er eine Geste tut, wird er erschaffen, hineinschleudern in die Unendlichkeit viele Millionen von Welten. Auf denen beginnt das gleiche Spiel: reifere Wesen werden sich erst mehren und dann sich vereinsamen und nach langem Kampfe endlich wieder einen erziehen, der alles in sich hat, einen Schöpfer von dieser Ewigkeitsart, einen ganz Großen im Räume, einen mit den plastischen Gesten. So rankt sich jedes Geschlecht wie eine Kette von Gott zu Gott. Und jeder Gott ist die ganze Vergangenheit einer Welt, ihr letzter Sinn, ihr einheitlicher Ausdruck und zu-
gleich die Möglichkeit eines neuen Lebens. Wie andere ferne Welten zu Göttern reifen werden – weiß ich nicht. Aber für uns ist die Kunst der Weg; denn unter uns sind die Künstler die Durstigen, die alles in sich trinken, die Unbescheidenen, die nirgends Hütten baun, und die Ewigen, die über die Dächer der Jahrhunderte reichen. Sie empfangen Stücke des Lebens und geben das Leben. Wenn sie einmal aber das Leben empfangen haben und die Welt in sich tragen mit allen Mächten und Möglichkeiten, werden sie etwas geben – darüber hinaus ...
Ich fühle also: daß wir die Ahnen eines Gottes sind und mit unseren tiefsten Einsamkeiten durch die Jahrtausende vorwärtsreichen bis zu seinem Beginn. Das fühle ich!

Aus dem SCHMARGENDORFER TAGEBUCH

11, Juli 98, abends

Weisst Du, wie mir geschieht? Diese Blätter sind Gassen, durch welche Deine Worte gehen sollten. Weiß und feierlich harrten sie der Prozession entgegen, die sie schon kommen sahen: schwarze, dicht gedrängte Reihen, und heilige Fahnen voran über dem Weihrauch wehend. Fahnen, einem alten Kirchenschatz entstammend, blaßblauer Damast mit silbernen Symbolen. Und ferne Stimmen, fragend und hastig beratend wie kurz vor dem Gesang… Aber heute vormittag mit einem Male

zerstreute sich die Schar, ehe sie in diese Gasse einbog, durch die nun zuag und scheuen Staunens voll meine Gedanken gehen.
Gedanken, was für Gedanken? In letzter Zeit haben sie alle die seltsame Fertigkeit geübt, sich auf dem Drahtseil der Zerstreutheit umzukleiden und immer wieder umzukleiden, und sie haben mir nicht einmal so viel Beschaulichkeit vergönnt, sie in irgendeiner Maske zu betrachten. Weder aus ihren königlichen Augenblicken noch aus den Phasen ihrer Bedürftigkeit haben sie mir irgendeine Erinnerung belassen. Es war wie nach einer großen und gefährlichen Regenzeit: was au den wilden, entfremdeten Flüssen uferlang treibt, könnte, gerettet, wohl einer gewissen Behaglichkeit dienen und manche Wünsche erfüllen; aber es ist fremdes Gut, da und dort losgerissen und halb zerstört. Und wenn einem eine unzerschmetterte Wiege aus dieser flutenden Flucht ans Land triebe, er würde wohl kaum sein Kind hineinbetten. Man steht da mit verschränkten Armen und gesenkter Stirne am Rand und sieht die Dinge hintreiben und rührt die Hand nicht nach denen, die im Ufergebüsch sich stauen. Aber man kann auch nicht in die eigene Hütte zurück und sich drin über die arbeit neigen. Man wartet. Und die Dinge schwimmen im Abendrot und sehen größer und seltsamer aus, und selten kommt noch eines auf weißem Fluß aus der Nacht gezogen wie ein langsam landendes Boot.
[…]
Alle die großen Haupt- und Staatsaktionen der Weltgeschichte kannst du sehen an einem einzigen Abendhimmel, festlicher und furchtbarer, als sie sich je begeben haben. Wenn deine Seele aber nicht von diesen Vergangenheiten lebt und Bewegung auch dort bemerkt, wie sie nicht im Drängen der Massen sich ausprägt, hat sie Raum und Macht, in jeder Stunde eine ureigene Handlung zu erkennen, in welcher ernste und ruhige Kräfte ohne Pose und Prunk gebende Gesten tun. Sie wird bemerken, daß es weit tiefere, erschütterndere Sensationen gibt, als bei einer jagenden Wolkegruppe an Lützows Husaren und am nächtigen Fluß an ein dunkles Korsarenschiff zu denken, und klar empfinden, daß solche Erinnerungen Zeichen einer gewissen Unmündigkeit und Unselbständigkeit sind. Warum die Atemzüge des Gestern und Vorgestern – die doch beide schlafen – belauschen, während das Heute wacht? Heißt das etwas anderes, als vor dem mächtigen und stolzen Granitfelsen an den Regen denken, der gestern darüber floß?
So sind die Menschen falsche Aristokraten. Sie glauben, ihr Reichtum beruhe darin, das Andenken großer Vorfahren zu feiern und zu preisen. Und dabei könnten sie um so vieles reicher sein, wenn sie ihre eigenen Möglichkeiten feiern und preisen wollten.
[…] Darum muß jeder Echte sich als ein Erster fühlen; denn in der Welt, welche mit ihm beginnt, gibt es keine Historie; seine Väter und Vorfahren, von welchen er Kultur und Kraft und Art und Anlage empfängt, sind Zeitgenossen seiner Seele und ich ihm, nicht vor ihm wirksam. Alle anderen aber haben auf anderen Sternen gelebt und sind auf anderen Sternen gestorben!

DAS KIRCHENGESCHLECHT

Aus dem freien, weiten Prangen
zogen sie den Gott und zwangen
ihn in ihre Zeit…
Und sie saßen und sie sangen,
und jetzt ist er fast vergangen
all in ihrer Dunkelheit.

Und sie zünden lauter Kerzen
über Kerzen an und flehn,
daß die Flammen nicht verwehn,
eh sie eine Spur vom Herzen
Gottes sehn…

Das Kirchengeschlecht

Menschen, die das tiefe Schweigen haben,
sind wie Knaben, welche Geigen haben
weit vom Urgroßvater her;
und sie wecken nie die Violinen:
ihre Hände, die im Dunkel dienen,
wurden schwer.
Doch wie Wälder sind die Geigenkästen,
und es ist ein Rauschen in den Ästen,
und die Enkel fühlen: hinter ihnen
ist das Meer…

16.VII.98 *Zoppot (Talmühle)*

Im hohen Buchererker des Parkes von Oliva gaben wir gemeinsam diesem Gedichte die Vollendung:

Das sind die bangen Abenddramen:
Gestalten, die aus Tagen kamen,
verlangen nach dem Nirgendwo.
Auf einmal lasten alle Namen,
und unter ihrer Wucht die zahmen
und zarten Dinge leiden so.

Fühlst du die vielen Übergänge
hinzögern zwischen Sein und Sein?
Die Sonnen waren wie Gesänge..
Und plötzlich horchen alle Hänge,
und mit der Angst bist du allein.

23.VII.98 *Oliva*

1. August 98

Ich bin in Berlin seit gestern abends. – Früh kam ich heute durch die Stadt; das erste, was ich erfuhr, ist, daß Bismarck gestorben sei. In den Schaufenstern ist das Bild des Kanzlers von Lenbach, und über den Köpfen der Neugierigen heben sich umflorte Fahnen auf Halbmast. Extrablätter werden ausgerufen, und manche Menschen haben wichtige Mienen oder einen schwarzen Rock, vermögliche Patrioten beides. Im übrigen aber ist die Stimmung: Bismarck ist tot – es lebe – Berlin. Die Zeitungen erzählen von ‚dumpfer Trauer' …, es ist aber nur das dumpf, was immer dumpf bleibt im Alltag und unter der Menge. Wie geschmackvoll sich der Schmerz, den man allenthalben bemerken soll, offenbart, zeigt ein neues Wort, das aus zwanzig Hungermäulern kreischend die Friedrichstraße entlangflog: Bismarcks Sterbepostkarte!

DIE KIRCHE VON NAGO

Diese Dörfer sind arm und klein;
du kommst nirgends hinaus und hinein,
nur ein paar Hütten, die dir begegnen
mitten im Mai.
Willst du sie segnen?
Sie sind schon vorbei.
Aber vor dir die Kirche steht
ragend im Abend höher oben
als hätte die Erde selber gehoben
aus kleinen Hütten ein großes Gebet.
Aber es muß schon lange sein
seit dies geschah:
vom Kreuzturm stürzte die Stange ein,
die Glocke schlief überm Klange ein –
niemand war da.
Haben im Dorf wohl das Beten vergessen –
oder beten sie anderswo?
Sie denken: ohne die teuern messen
geht das Sterben auch so.
Und lassen es über die Reben regnen
und lassen es über die Rosen scheinen
und vergessen das Lachen und kennen kein Weinen
und sind doch die Deinen:
Willst du sie segnen?

Du willst erst in deiner Kirche ruhn
und dann zurück zu den seltsam Frommen
hell von dämmernden Hängen kommen
und Wunder tun.
Weißt du schon, wie du dann ihr Weh
wirst bedenken?
Wirst du die Jungen aus den Gesenken
noch vor Tag auf den Hügel lenken
und von dort ihrem Schauen schenken
den Gardasee?
Wirst du die Berge, gleich Riesenpfühlen

näher rücken um dieses Tal,
daß die Alten mit einem Mal
sich heimlicher fühlen?
Denn du hast Mächte und Möglichkeiten
und die Dinge, die du rufst
werden dich wie einen König begleiten
und dir willige Brücken breiten
über die Meere, die du schufst. –
Aber heute bis du schon matt. Und dein Kleid
ist bestaubt.
Staubig dein Haupt.
Kommst du von weit?

Er sagt: „Mein Weg ist von Meer zu Meer.
Ich bin her
aus dem fernen Gestern
gekommen.
Und weiß nicht wie.
Meine Leiden, die weißen Schwestern
haben mich in die Mitte genommen…
Jetzt weinen sie."
Er schwieg.
Und ich hörte sie wirklich weinen
und sah, wie er zwischen steilen Steinen
langsam zu seiner Kirche stieg.
So war kein Sieg.
Das war die Heimkehr eines Ermatteten,
der viel geirrt,
und niemehr Hirt
und dunkel aller Beschatteten
Bruder wird.
Aber noch steht ihm das Haus,
in welches ihr Beten
lange alle die Armen gebracht;
und wenn er es findet, wird es ihm Macht,
und er wird wie im Traum in fürstlicher Tracht
erwacht
nach raschem Ruhn
heraus
aus Trümmern treten
und Wunder tun.

Der Müde oben tritt tastend ein.
Die Kirche ist schwarz, und das Dunkel ist klein
und wird erst langsam den Blichen weit.
Der Einsame bringt die Ewigkeit
mit in die Mauern und breitet sie aus
mit segnenden Händen –
Da durchweht von den Wänden
lebendige Wärme das Haus.
Und jetzt erst erkennt er: die Kirche log.

Wo der Altar war, da ist neu
eine Krippe gezimmert: Scheu
umdrängen drei Kühe den Trog,
und heufeucht duftet die Streu.
Und die Ewigkeit, die er ausgespannt,
reicht nicht einmal von Wand zu Wand,
wird eine ängstliche Ewigkeit:
denn das Leben ist breit.
Und der Bleiche bleibt einsam an seinem Rand,
bleibt knien.
Und es weht wie aus einer Wiege warm
um ihn.
Und er ist wie ein König aus Morgenland –
nur ganz arm.

Zoppot, Juli 1898
SW III, S. 161-164.

[DER BLINDE KNABE]

An allen Türen blieb der blinde Knabe,
auf den der Mutter bleiche Schönheit schien,
und sang das Lied, das ihm sein Leid verliehn:
"Oh hab mich lieb, weil ich den Himmel habe."
Und alle weinten über ihn.

An allen Türen blieb der blinde Knabe.

Die Mutter aber zog ihn leise mit;
weil sie die andern alle weinen schaute.
Er aber, der nicht wußte, wie sie litt,
und nur noch tiefer seinem Dunkel traute,
sang: "Alles Leben ist in meiner Laute."

Die Mutter aber zog ihn leise mit.

So trug er seine Lieder durch das Land.
Und als ein Greis ihn fragte, was sie deuten,
da schwieg er, und auf seiner Stirne stand:
Es sind die Funken, die die Stürme streuten,
doch einmal werd ich breit sein wie ein Brand.

So trug er seine Lieder durch das Land.

Und allen Kindern kam ein Traurigsein.
Sie mußten immer an den Blinden denken
und wollten etwas seiner Armut weihn;
er nahm sie lächelnd an den Handgelenken
und sang: "Ich selbst bin kommen euch beschenken."

Und allen Kindern kam ein Traurigsein.

Und alle Mädchen wurden blaß und bang.
Und waren wie die Mutter dieses Knaben,
der immer noch in ihren Nächten sang.
Und fürchteten: wir werden Kinder haben, -
und alle Mütter waren krank..

Da wurden ihre Wünsche wie ein Wort
und flatterten wie Schwalben um die Eine,
die mit dem Blinden zog von Ort zu Ort:
"Maria, du Reine,
sieh, wie ich weine.
Und es ist seine
Schuld. In die Haine
führ ihn fort!"

Bei allen Bäumen blieb der blinde Knabe,
auf den der Mutter müde Schönheit schien,
und sang das Lied, das ihm sein Leid verliehn:
"Oh hab mich lieb, weil ich den Himmel habe -"
Und alle blühten über ihm.

Zoppot, Juli 1898
SW III, S.1 64-166.

[DIE NONNE]

Die blonde Schwester trat in ihre Zelle
und schmiegte sich an sie: "Um meine Ruh
ist es geschehn. Ich wurde wie die Welle
und muß den fremden Meeren zu.
Und du bist klar. Du Heilige, du Helle,
mach mich wie du.
Gieb mir den Frieden, den du heimlich hast
und ohne Angst, so wie ihn keine hat, -
gieb mir die Rast;
daß ich ein Fels bin, wenn die Flut mich faßt,
und nicht ein Blatt."

Und leise neigte sich die Nonnenhafte -
nicht tief:
nur wie die Blüte horcht vom hohen Schafte,
wenn Wind sie rief.
Sie hatte längst die Gesten den Geländen
entlernt - die leise gebenden -
und fügte einen Kranz aus ihren Händen
und schenkte lächelnd ihn der Bebenden.

Und nach dem Schweigen waren sie sich nah;

so daß sie sich nicht dunkel fragen mußten
und sich nur klar das Letzte sagen mußten
und das geschah:
"Sprich mir von Christo, dessen Braut du bist,
der dich erkor.
Und seine Liebe, deren Laut du bist,
tu auf mein Ohr.
Laß mit mich wohnen
in seiner Trauer, deren Trost du bist!
Du Leiserlöster. weo erlost du bist
aus Millionen."

Da küßte kühler sie die Priesterin
und sprach:
"Ich bin ja selbst an Gottes Anbeginn,
und dunkel ist mir meiner Sehnsucht Sinn -
Weit ist der Weg, und keiner weiß wohin,
doch sag ich dir, weil ich die Schwester bin:
Komm nach.
Mit einemmale wird dir Alles weit,
du langst dir nach.
Nur eine Weile geht noch aus der Zeit
die Angst dir nach.
Doch wenn du glaubst, so kann sie weit nicht mit
und sie wird lahm
und bleibt zuletzt.
Und wie es kam?
Das, was ich einmal litt,
lobpreis` ich jetzt.
Und Nächte giebt es, da die blasse Scham
entflieht,
da schenkt sich Jesus wie ein Lied
mir hin,
und meine Seele sieht,
daß ich ein Wunder bin,
das ihm geschieht."

Die Schwestern waren Brust an Brust gepreßt
und beide jung im Glühn des gleichen Scheines:

"Dann bin ich mit dem großen Leben Eines
und fühle tief: das ist das Hochzeitsfest,
und alle Krüge wurden Krüge Weines."

Da neigten die Mädchen sich Leib an Leib:
es war, als ob derselbe Sturm sie streifte
und sie umwob
und dann die Blonde hob
in einen Sommer hoch, darin sie reifte
- zum Weib.

Denn sie küßte die Schwester mit fremdem Kuß
und lächelte fremd: "Vergieb, - ich muß. -
Weißt du noch von dem blonden Gespielen?
Und wir warfen nach weißen Zielen
schlanke Speere im alten Park:
Der ist jetzt stark."

Und da hielt die Nonne die Schwester nicht -
sah der Schwester nicht ins Gesicht,
ließ sie ganz langsam los,
wurde groß...

Die Blonde erschrak; denn kein Segen kam,
und bange bat sie: "So bist du mir gram?"
Die Heilige träumte: Ich hab dich lieb.

Und hielt der Schwester die Hände her,
leer, -
als flehte sie: gieb.

Zoppot, Juli 1898
SW III, S. 166-167.

DAS KIRCHENGESCHLECHT

Aus dem freien, weiten Prangen
zogen sie den Gott und zwangen
ihn in ihre Zeit…
Und sie saßen und sie sangen,
und jetzt ist er fast vergangen
all in ihrer Dunkelheit.

Und sie zünden lauter Kerzen
über Kerzen an und flehn,
daß die Flammen nicht verwehn,
eh sie eine Spur vom Herzen
Gottes sehn…

Zoppot, 11./16. Juli 1898
SW III, S. 619-620.

ENKEL

Menschen, die das tiefe Schweigen haben,
sind wie Knaben, welche Geigen haben
weit vom Urgroßvater her;
und sie wecken nie die Violinen:

ihre Hände, die im Dunkel dienen,
wurden schwer.

Doch wie Wälder sind die Geigenkästen,
und es ist ein Rauschen in den Ästen,
und die Enkel fühlen: hinter ihnen
ist das Meer…

Zoppot (Talmühle), 16. Juli 1898
SW III, S. 620.

Das sind die bangen Abenddramen:
Gestalten, die aus Tagen kamen,
verlangen nach dem Nirgendwo.
Auf einmal lasten alle Namen,
und unter ihrer Wucht die zahmen
und zarten Dinge leiden so.

Fühlst du die vielen Übergänge
hinzögern zwischen Sein und Sein?
Die Sonnen waren wie Gesänge..
Und plötzlich horchen alle Hänge,
und mit der Angst bist du allein.

Oliva, 23. Juli 1898
SW III, S. 620-621

[AN DETLEV VON LILIENCRON]

Wie früher unter den Pinien,
denk ich jetzt unter Buchen – Dein;
und das wird in jedem Hain,
unter Palmen und unter Robinien,
bei allen Lagen und Linien
immer dasselbe sein!

Zoppot, 26. Juli 1898
SW III, S. 621.

NACH DER SCHLACHT

Kühler Jüngling, den der Frühling röter
blühen ließ – dein helles Herzblut lacht; -
lange warst du ein verlorner Flöter,
aber wilder bist du aufgewacht:
türkentrunken und ein Tausendtöter,
und von dir erschimmerte die Schlacht.

Deine Tage, die nach Taten riefen,
hat ein unerhörter Gott erhört.
Und in deiner Rüstung Silbertiefen
badete das Antlitz des Kalifen,
und es war verstorben und verstört…

Oliva, 24. Juli 1898
SW III, S. 641.

[Drei Gedichte
Für Lou Andreas-Salomé]

[I]
Dann brachte mir dein Brief den sanften Segen,
ich wußte, daß es keine Ferne giebt:
Aus allem Schönen gehst du mir entgegen,
mein Frühlingswind du, du mein Sommerregen,
du meine Juninacht mit tausend Wegen,
auf denen kein Geweihter schritt vor mir:
ich bin in dir!

[II]
Eine Weile ist der Wald wo bang,
und in Angst erstarrt ein jeder Ast,
und das Warten ist ihm lang –
bi der Sturm die Wipfel wirklich faßt,
und der ganze Wald ist ein Gesang:
  Dank,
[…] daß du mein Herz in Händen hast,
  Dank!

[III]
Ich stehe im Finstern und wie erblindet,
weil sich zu dir mein Blick nicht mehr findet.
Der Tage irres Gedränge ist
Ein Vorhang mir nur, dahinter du bist.
Ich starre drauf hin, ob er sich nicht hebt,
der Vorhang, dahinter mein Leben lebt,
meines Lebens Gehalt, meines Lebens Gebot –
und doch: mein Tod –

Undatiert, 1898-1899
SW III, S.636-637.

FERNSICHTEN

Skizze aus dem Florenz des Quattrocento

Sie hatten einander beide vergessen. Der Pfad, der lange zwischen hohen Heckenrosen durch entlegenes Gelände lenkte, hob sie plötzlich unvermittelt empor ins Freie, ins Licht, und hielt die zwei jungen Menschen Florenz hin: nimm sie. Und die Stadt aus Marmor nahm das Geschenk. Sie nahm den Jüngling und nahm das Mädchen und trennte sie so. Denn es war ein anderes Florenz, welches jedes von ihnen entführte. Die Stadt des Beato Angelico war Simonettas Heimat, und sie schritt mittendurch, angstfremd und ganz in Weiß auf Santa Maria del Fiore zu. Der junge Mann im dunkelknappen Purpurkleid ahmte den steilen Bürgerburgen nach und wuchs mit ihren wachsamen Türmen. Seine Züge spannten sich, wurden reif und vollendeten sich wie unter einem unsichtbaren Meißel. Er spähte den Arno entlang und verharrte horchend. Dann sagte er eifern: »Und es raucht noch.« Simonetta kehrte auf ihrem heimlichen Kirchengang um, rief sich her, verwirrte sich und fand Giuliano nicht gleich, weil er gealtert war.

Er wurde ungeduldig und streckte den Arm aus, heftig, als wollte er einen Pfeil von unsichtbarem Bogen senden: »Siehst du es nicht?«

Das Mädchen erschrak. Es schickte seine Blicke hinaus, hilflos, hastig irgendwohin.

Suchend kreisten sie um die Kuppeln und Fronten bis nach den spätgoldenen Bergen Fiesoles hin, wurden bang, matt und kehrten heim. Das Zucken ihrer Lider glich einem Flügelschlagen. Giuliano erwachte, sah, wie grausam er ihre armen Augen gehetzt. Und aus Reue wurde er jung, so jung er nur werden konnte. Und die Geliebte, die das empfand, wuchs, wurde weit und fast mütterlich über ihm.

Sie faßte eine wilde Rose, hob sie zu sich ohne sie zu brechen und las aus der weißen Blätterschale diese leise Bitte:

»Halte mich wert jeder Kunde. Ich höre von nichts hier. Aber sag: was meinst du? Zeig mir den Rauch, welchen du erblicktest. Hilf mir ihn finden und lehre mich, was er bedeutet.« Der Jüngling erzählte zaghaft: »Es war ein großes Feuer in Florenz. Ein Mönch ging, schwarz, durch alle Gassen und lehrte: In allem, was ihr liebt, glüht die Versuchung. Ich will euch erlösen vom Glanz.«

Da rauschte der Arno herauf. Giuliano blickte in den Abend. Alles war Pracht und Verschwendung darin. Wie beschämt sprach er weiter, langsam und zögernd.

»Sie brachten dem Mönche, was sie liebten: einen Dolch, ein liebes Buch, ein venetianisches Bild, Gold, Steine, Ketten..., viele Frauen Samt und Purpur und ihr eigenes Haar, und Alles wurde in seinen harten Händen Flamme.« Die junge Stimme zürnte und verlosch in den Worten: »und nach der Flamme Qualm und Asche und Armut.«

Mit gesenkter Stirne ging der Jüngling weiter. Er brachte es nicht über sich zu gestehen, daß er selbst sein Geschmeide zum Holzstoß legte, zehn Tage vorher. Scheu schritt er links am Rand des Pfades hin. Ganz rechts am anderen Saum ging Simonetta. Der Weg war leer. Sonne war darauf. Es wurde wie ein Strom zwischen den beiden. Sie hörten ihn rauschen. Stille.

Dann riefen sie einander. Jedes aus seiner Bangigkeit heraus. »Giuliano.«

Stille.

»Simonetta.«

Stille. Der Strom wurde immer breiter.

»Sei nicht bang«, kam es von rechts, weither.

Stille. Dann rief es links:

»Woran denkst du?«

»Dann sind aber die Menschen jetzt arm?«

»Ja.«

Und von rechts: »Und Gott?«...

Irgend etwas schrie aus dem Jüngling heraus: »Gott auch.« Er stand, taumelte, tastete, und dann fühlten die jungen Körper einander, und sie blieben, eng verwachsen, inmitten des Weges wie

ein Mensch. Sie behielten geschlossene Augen. Noch waren sie zu schwach, anderswo beisammen zu sein, als in dieser gemeinsamen engen Nacht.
Dann dachte Simonetta: Wie bist du, Lieber?
Und dunkel fragte sich Giuliano: Wie soll ich deine Schönheit nennen?
Sie wurden traurig; denn keines wußte vom andern ein Bild.
Endlich hoben sie zugleich die Blicke hoch, als gälte es, den Himmel zu finden.
Aber da fanden sie sich, und lächelten im Erkennen. Als sagten sie einander in lauter Staunen: Was bist du tief.
Dann war kein Weg mehr zwischen ihnen und kein Strom.
Die Fernen vergingen immer mehr in Dämmerung, und es blieb nur soviel Welt um sie wach, als sie brauchten, um sich beschirmt und allein zu fühlen.
Später, als das Mädchen langsam müde wurde, sagte es: »Du, heute möcht ich dich zu irgendwem führen. Aber ich habe keine Mutter mehr.«
Da kamen die Sterne schon, und die Luft zitterte mit der kleinen hellen Aveglocke von S. Niccolò.
Da bat er: »Führ mich zu Gott.«
Sie trat vor ihm in die Porta S. Niccolò und war wie ein Licht neben ihm in dem kühlen Schatten der Gassen. Hand in Hand, wie an der Spitze eines langen, festlichen Zuges stiegen sie die Stufen der kleinen Kirche hinauf. Drinnen knieten sie lang unter Allen allein.
Und da war Gott sehr reich.

Geschrieben wohl im Juni oder Juli 1898 in Zoppot.
SW IV, S. 500-503.

DAS HAUS

Die große Kattunfabrik und Stoffdruckerei Wörmann und Schneider bei Danzig hatte in Erhard Stilfried einen ausgezeichneten Musterzeichner entdeckt. Er war noch ein junger Mensch, am Anfang der Dreißig etwa, und im Laufe der Zeit ergab sich, daß er der Firma unentbehrlich geworden war. Damit sein großes Talent sich aber ganz durchsetzen könne, war es notwendig, daß er seine Kenntnisse sowohl nach der künstlerischen, wie nach der technischen Seite vervollkommne. Er sollte ein Jahr auf der Kunstgewerbeschule in München verbringen und ein zweites Jahr dazu benutzen, die größeren Fabriken seines Fachs in Paris, Wien und Berlin genau kennen zu lernen. Kurz, nachdem er geheiratet hatte, machte ihm die Firma diesen Vorschlag. Es war natürlich nicht daran zu denken, die Frau mitzunehmen, und deshalb wurde Erhard der Entschluß schwer. Aber schließlich, es hing sein Fortkommen davon ab, und seine junge Frau selbst riet ihm dazu. So erwartete er noch sein erstes Kind, und nachdem die Geburt eines Buben glücklich vorüber war, reiste er ab.
Jetzt ist er auf der Rückreise. Er sitzt dritter Klasse in einem bequemen Zuge und fährt schon hinter Berlin. Eigentümlich ist ihm zu Mut. Eine zitternde Aufregung erfüllt ihn bis in die Fingerspitzen, plötzliche Fröhlichkeiten kommen über ihn und vergehen wieder. Die Mitfahrenden sehen ihn an; er nimmt irgend eine Zeitung, schaut hinein und denkt. Wie das vergangen ist. Zwei Jahre man möcht' es nicht glauben. Nun ja, das war eben die Arbeit. Die macht die Zeit so unkenntlich. Und gearbeitet hat er: seine Chefs werden staunen. Er hat nur kurz von seinen Erfolgen berichtet, die größten Überraschungen bringt er selbst. Das Modell zu der neuen Farbenpresse zum Beispiel. Wie seltsam! Eigentlich hat er den Erfinder entdeckt. Ein armer Teufel, der dasaß mit seiner Erfindung und nicht aus und ein wußte. Jetzt wird sie ausgeführt, patentiert, man wird sich darum reißen. Und der sie erfunden hat, ein gewisser Sellier ja, wo war das doch? In Paris, richtig! In Paris das klingt jetzt schon wieder ganz fremd für Erhard. Seine Frau hat ihm neulich geschrieben: »Du hast jetzt die Welt gesehen ...«

Die Welt? Eigentlich hatte er in allen Städten nur das *Seine* gesucht; wie einer, der in ein dunkles Zimmer geht, um einen bestimmten Gegenstand zu holen. Von der Welt wußte er nicht eben viel. Aber das war ja auch gleichgültig zunächst. Später konnte man ja einmal eine Reise machen, gemeinsam, eine Vergnügungsreise bis das Kind größer sein wird. Ja, das Kind! Wie es wohl aussehen mag was für ein Gesicht? Er hat es ja nur gesehen, als es eben zur Welt kam. Und so kleine Kinder haben doch eigentlich kein Gesicht. Ob es ihm ähnlich sieht oder ihr? Und dann denkt er an seine Frau. Eine unendliche Wärme durchströmt ihn, nichts Überschwengliches, einfach Wärme. Sie war etwas blaß damals, aber das war ja nach dem Kind. Und dann würde man jetzt ja auch besser leben. Man konnte zweimal in der Woche Braten haben vielleicht auch das Klavier anschaffen nicht gleich aber mit der Zeit, etwa zu Weihnachten.

Da steht der Zug. Leute laufen hin und her. Rufe: Aussteigen! Aussteigen! Die Türen schlagen auf, kalte Luft dringt ins Coupé. Die Gepäckträger erscheinen in ihren lichten Leinwandjacken. Er zögert noch. Da hört er jemanden sagen: »So, nu sitzen wir feste!« Er erschrickt. »Verzeihen Sie?« bittet er. »Nun«, antwortet jemand ärgerlich, »der Anschluß ist davon, jetzt können wir sehen, wie wir weiterkommen.« Er steht schon draußen. Er sucht den Stationsvorstand; durch eine Menge Leute stößt er sich rücksichtslos durch zu ihm. »Ich muß weiterfahren, gleich!« ruft er außer sich. »Aber, meine Herren«, sagt der Vorstand gleichgültig zu ihm und den anderen, »ich kann es nicht ändern. Ihr Zug hat zwanzig Minuten Verspätung gehabt, der nach Danzig mußte abgehen. Ich kann mir nicht die Geleise verstellen.« »Aber es muß doch eine Möglichkeit geben.« Der Vorstand wendet sich an Erhard: »Beruhigen Sie sich, es ist zwei, um sieben geht der Kurierzug. Also in fünf Stunden. Wohin fahren Sie?« Der Beamte hat sich schon zu jemand anderem gewendet. Erhard steht mit seiner Tasche auf dem Bahnsteig, der sich langsam leert. Plötzlich fällt ihm ein: Aber wo sind wir denn eigentlich? Er liest, groß, gerade über sich: Miltau. Miltau! Das ist ja zwei Stunden mit der Bahn von Danzig, also mit Wagen etwa fünf. Er ist entschlossen, einen Wagen zu nehmen. Er fragt einen Bahndiener. Der, verdrossen: »Ja, da müssen Sie schon in die Stadt gehen, hier giebts nichts.« »Ist die Stadt weit?« »Nein.« Erhard macht ein paar Schritte, aber dann kommt ihm das lächerlich vor. Was dieser Wagen kosten wird und dann so anzukommen ... und wozu das alles? Sind denn fünf Stunden wirklich ein solcher Gegenstand? Er lächelt. Ich darf mich nicht aufregen sagt er sich: es ist ja eine Kleinigkeit; ich bin ja sozusagen schon da im Vorzimmer.

So tritt er in die Restauration. Er bestellt einen Kognak. Es friert ihn. Dann sitzt er da wie einer, der etwas tun wollte und vergessen hat was. Endlich fällt es ihm ein: Denken, natürlich, wie früher. Und er versucht: Seine Frau, sein Bub fast zweieinhalb Jahre. Mit zweieinhalb Jahren, ob da die Kinder schon sprechen? Aber nein: es geht mit dem Denken nicht. Es ist anders als im Zug, wo sich alles bewegte. Hier *steht* alles in dieser langweiligen Restauration, steht und verstaubt. Und die Gedanken stehen auch. Aber er hat doch oft auf solchen Bahnhöfen warten müssen! Solchen? Oh, noch auf ganz anderen! Und was pflegte er da zu tun? Nun, er hielt es nie lange aus; meistens ging er sich die Stadt besehen. Das ist ein Einfall. Er trinkt noch einen Kognak und geht.

Erst eine Straße voll Kohlenkies, schwarz, schmutzig. Einen alten Lattenzaun entlang, immerfort geradeaus. Dann eine Brücke über irgend etwas Häßliches, einen Graben mit Abfällen. Er erkennt einen alten rostigen Eimer, der sich halb voll Schlamm getrunken hat, da unten. Und plötzlich eine Fabrik. Schlote, hohe Wände aus Blech. Wie eine Riesensardinenbüchse etwas Unsinniges! Und endlich etwas wie eine Stadt; ein Haus rechts, eine große Pfütze ein Haus links ... und dann eine Gasse. Ein Kramladen mit Pantoffeln, Zahnbürsten und Zwiebeln. Eine Weile steht er davor. Dann geht er weiter bis an den Platz. Er bemerkt ein neues Eckhaus. Zu ebener Erde eine große Spiegelscheibe mit Blumen dahinter. Darauf steht: »Café und Konditorei.« Vielleicht könnte ich einen Kaffee trinken, denkt Erhard und geht gerade auf den Eingang zu. Auch diese Tür hat Spiegelglas und die Aufschrift: *Entreé* nach großstädtischem Geschmack. Aber Erhard geht vorbei. Es steht ja nicht

dafür sagt er sich, jetzt noch irgendwas zu essen; irgend einen elenden Kaffee! Ich bin ja doch gewissermaßen schon zu Hause. Es ist nur eine Zwischenstation, etwas vollkommen Belangloses. Und immer gradaus. Da kommt ihm eine Stimme entgegen, breit, bauschig, wie jene rollenden, wachsenden Lichtsterne, die man manchmal in gewissen Varietétheatern sieht: erst ein Punkt, und dann quillt es herein in den Saal, häßliches, widerwärtiges, dickes Licht ... Die Stimme also: »Nein ich weiß es bestimmt. Und ich werde ihr schon auf die Spur kommen! Aber wenn ich ihn finde ich erschlag ihn ...« Erhard sah auf. Ein großer schwerer Mann geht mit einem kleinen, spitzigen vorüber, der neugierig zuhört. Der Große hat ein rotes, fürchterliches Gesicht, und sein Mund hat noch die Form des Wortes: *erschlag*. Was für ein Mann! denkt Erhard. Wahrhaftig, man könnte sich fürchten! Dann geht er über den Weg. Das Pflaster ist erbärmlich. Überhaupt dieser Platz, von einer so trostlosen Leere! Die Häuser scheinen ihm zu weit geworden zu sein und hängen so an ihm. Und da drüben ... Nein, wie merkwürdig: Unter all diesen Häuserfronten, die dumm und stumpf sind wie Gesichter von schwerhörigen, skrofulösen Kindern, ein anderes Haus. Mit einer im Empiregeschmack verzierten Fassade und zwei Vasen auf dem Dach, rechts und links zu Seiten des geschweiften Giebels.

Erhard tritt näher. Das Haus wird deshalb nicht größer; es bleibt etwas lächerlich Kleines, trotz seiner aufgemalten Halbsäulen und den verwaschenen sepiabraunen Girlanden. Es hat ein Fenster im Giebel, zwei im ersten Stock und ein kleines ovales neben der Eingangstür, zu welcher drei Stufen hinaufführen. Aber Fenster und Tür scheinen nicht durchzugehen, als ob dahinter gar kein wirkliches Haus wäre, sondern ... Und auf einmal denkt Erhard: Wo hab ich schon einmal dieses Haus ...? Nun ja, so ist es immer, unversehens denkt man: wo hab ich doch schon? ... Erhard kommt noch näher. Plötzlich bemerkt er, daß er geläutet hat. Was für eine Dummheit! Und er will zurück; aber schon knirscht es im Schloß, und er schämt sich, so einfach davonzulaufen. »Sie wünschen?« Es ist eine Frau jung offenbar, mit unsicheren Augen.

»Ich«, zögert Erhard, »ach, verzeihen Sie, ich«

»Bitte, treten Sie ein, es ist kalt«, sagt die Frau, und sie scheint nicht übermäßig erstaunt.

Es ist nicht kalt draußen, es ist am Anfang des Frühjahrs, aber trotzdem findet Erhard ebenfalls, es sei kalt, und schiebt sich hinein. Der Flur ist lau und dunstig. Erhard streift beim Eintreten das Tuch, in welchem die Frau eingehüllt ist, und es fühlt sich eigentümlich weich an. Sie steht jetzt dicht neben ihm. »Hier hinauf « sagt sie und geht eine schmale, knarrende Treppe voran. Eine Stube. Dämmerung von zerflossenem Rot; wahrscheinlich sind die Fenstervorhänge von rotem Tüll. Oder brennt irgendwo eine verhüllte Lampe?

»Setzen Sie sich«, sagt die Frau. Sie hat das weiche Tuch abgeworfen und glättet ein Fell, das über einem Sofa liegt. Ihre Arme sind nackt, ihr Kleid ist lose, allen Bewegungen willig. Und die Stimme ist wie das Kleid. Erhard schaut ihr zu. Plötzlich besinnt er sich. »Verzeihen Sie« sagt er in seiner verlegen höflichen Art »ich dringe hier ein ...« Sie lacht und setzt sich tief in das Fell, das sich bauscht. »Ich« zögert Erhard, immer unsicherer, »ich sehe das Haus es ist sehr eigentümlich, dieses Haus!«

Sie sitzt und lacht, Falten laufen ihren Beinen entlang und verschwinden wieder, macht das das Licht? »Das Haus« versucht Erhard »es ist wohl ein altes Haus?« Sie lacht, während sie sagt: »Ja, ein altes Haus. Aber warum sitzen Sie nicht, hier« und sie zieht einen niedrigen Stuhl, auch mit Fell, zu sich her. Erhard legt, wie in Gedanken, seinen Hut fort und setzt sich. »Sie sind fremd?«

»Ja«, erwidert Erhard, »ich bin sozusagen, mich hat nur das Haus ...« Und wieder verwirrt er sich. Er fühlt, in diesem Zimmer schmeichelt Alles, die Kissen schmiegen sich ihm an den Rücken, und in den Handflächen fühlt er das Fell, wie Katzenzungen, die ihn leise lecken.

Plötzlich lehnt sich die Frau zurück, legt die Arme hinter den Kopf, breit, wie ein Kissen, und fragt in anderem Ton: »Wie lange ist es her, seit wir uns damals gesehen haben?«

Erhard versteht nicht. »Waa?« macht er.

»Nun, es war doch in Berlin, bei Kroll «

Erhard wird ganz ruhig: »Nein,« sagt er, »Sie irren wohl; ich bin Erhard Stilfried, Musterzeichner.« Und er hat die Absicht zu gehen. Sie scheint ihn gar nicht gehört zu haben; aber da wirft sie sich plötzlich nach vorn und lacht: »In München war es.« Erhard versucht wieder aufzustehen. Aber ihr Lachen macht ihn schwindlich.
»In München! Und du tust, als wüßtest du von nichts, auf der Oktoberwiese...«
»Nein«, wehrt Erhard nochmals unsicher. »Sie irren wohl, ich ...« Und in demselben Augenblick fällt ihm ein Mädchen ein, vor anderthalb Jahren in München, ja ja, in München, eine Nacht die einzige Nacht in diesen zwei Jahren. Er mußte damals etwas zu viel getrunken haben, und das Mädchen: und mit einemmale weiß er alles. Freilich, das Mädchen war so scheint es ihm schmal, schmächtig, etwas blaß ... und *diese*? Er macht den Versuch, sie zu betrachten. Sie hat nur auf diesen Blick gelauert. Sie fängt ihn auf, spielt mit ihm, läßt ihn fallen in ihren Schooß, hebt ihn in ihr Haar, das sich unversehens löst ... Dabei spricht sie in einem fort, lauter kleine, kurze, gleichsam runde Worte, nennt ihn »du« und noch mit einem anderen, irgendwie klebrigen Namen, den er haßt. Und es wird ihm ganz klar: nein, jenes Mädchen ist es nicht, gewiß nicht. Und das Mädchen, das er nur einmal, in jener Nacht in München, gesehen hat, steht im Geiste deutlich vor ihm: blaß, schmal. Und entschlossen steht er auf. Aber da fällt ihm ein: Woher weiß aber *diese* davon? Und gleich darauf beruhigt er sich: Sie weiß *nicht*, sie versucht eben. Und er sagt: »Übrigens ich eile zum Zuge, ich reise nämlich ...« Er sagt das fast grob; ihm fällt ein, was ihm bevorsteht, und Sehnsucht überkommt ihn und Glück. Was für ein Erlebnis, wie dumm! denkt er (und holt seinen Hut), aber es ist ja nur eine Episode, etwas vollkommen Belangloses.
»Sie sind Musterzeichner?« fragt sie mit einer anderen, dritten Stimme und steht neben ihm. Er bejaht. »Oh warten Sie nur einen Augenblick«, bittet sie liebenswürdig. »Sie sind also Sachverständiger. Ich möchte Ihnen gern einen Stoff zeigen ob man ihn färben könnte, wegen des Dessins ... wollen Sie mir raten?« Erhard stellt seinen Hut wieder nieder. »Gerne,« sagt er geschäftlich, »ich habe ja wohl noch einen Augenblick Zeit.«
Und sie verschwindet durch eine kleine Tapetentür, die hinter ihr leise wieder aufgeht. Erhard schaut auf die Uhr. Erst fünf, noch zwei Stunden. Wie lange noch und doch eigentlich jetzt ist es ja schon egal; um zehn Uhr bin ich in Danzig, dann mit der Lokalbahn, nun vor elf kann ich zu Hause sein lächelt er.
Da ruft sie, von nebenan. Wieder wie früher, mit der weichen, lockenden Stimme und einem Lachen im Hintergrund. Unwillkürlich tritt Erhard ein. Sie kniet vor einem offenen riesigen Kleiderspind und zieht an etwas: »Ich kann die Lade nicht herausbringen«, sagt sie, trotzig wie ein Kind. Erhard kniet neben ihr. Er fühlt die spielende Kraft, die ihre Arme spannt. Aus den Kleidern, die oben im Spind hängen, qualmt Schwüle wie aus Jasminbüschen. Er bemüht sich um die Lade, aber seine Hände tasten nur und sind merkwürdig schwach. Um seine Stirne schmeichelt der Rand der Kleider, oder eine Hand? Und plötzlich fällt was über ihn, wie ein Kleid und Küsse, viele und Zittern ...
Plötzlich, wie der Pendel einer großen Uhr. Die weichen Arme stoßen ihn fort. Und der Pendel geht auf ab, auf ab. Erhard lehnt mit dem Rücken an den Kleidern, die oben im Spind hängen; sie sind kalt und steif. Eine wahnsinnige Angst überkommt ihn. Ich muß ja weiter denkt er und hört den Pendel lauter. Und er glaubt zu gehen, zu laufen, aber in Wirklichkeit steht er vor dem Schranke und starrt nach der Tür. Dort ist der Mann mit dem roten Kopf, den er schon einmal irgendwo gesehen haben muß. Er strengt sich an: Wo hab ich ihn doch? ... Oho, der Mann glaubt wohl zu sprechen? Er bewegt so den Mund. Aber er irrt sich. Es ist totenstill (Erhard kann es beschwören), totenstill. Und gleich darauf weiß er: jetzt muß man sterben, natürlich. Es ist ja auch weiter nicht von Bedeutung. Das ist ja nur eine Zwischenstation, ein ...
Ein Schrei, hell, schrecklich, stört ihn. Aha denkt er jetzt hat er sie erschlagen. Wen? das zu überlegen fehlt ihm Zeit. Denn der große Mann schwillt, Tür, Wand, alles das ganze Zimmer ist der Mann mit dem roten Kopf.

Wieder Angst, eine Sekunde, nur eine Sekunde, dann ist der Mann wieder kleiner, verhältnismäßig, und das wirkt ungemein beruhigend. Allerdings, er hebt einen Gegenstand ein Fall, tief, tief und Sterne, Millionen Sterne
Aber langsam, fernher wieder ein Gedanke, ja sogar ein Gespräch: Erhard Stilfried sagt in diesem Gespräche zu jemandem: »Es ist etwas völlig Belangloses, ein paar Stunden, ich könnte ebensogut schlafen«
Und wieder ein Fall, furchtbar.
Und kein Gedanke mehr.

Geschrieben zwischen dem 10. Und 21. November 1899 in Berlin-Schmargendorf.
SW IV, S. 643-653.

INTÉRIEURS

I. Man muß sie gesehen haben, diese kleinen und ganz kleinen Städte in meiner Heimat. Sie haben *einen* Tag auswendig gelernt; den schreien sie immerfort wie große graue Papageien in die Sonne hinein. Nah an der Nacht aber werden sie namenlos nachdenklich. Man sieht es den Plätzen an, daß sie sich bemühen, die dunkle Frage zu lösen, die in der Luft liegt. Das ist rührend und ein wenig lächerlich für den Fremden. Denn er weiß ohneweiters: giebt es eine Antwort – irgendeine –, dann kommt sie bestimmt nicht von den kleinen und ganz kleinen Städten meiner Heimat her, – sie mögen sich noch so ehrlich anstrengen, die Armen.

II. Wenn ich an kleine Mädchen denke, die gerade große Mädchen werden (das ist keine langsame zaghafte Entwickelung, sondern etwas seltsam Plötzliches), so muß ich mir hinter ihnen ein Meer denken, oder eine ernste, ewige Ebene oder sonst etwas, was man eigentlich nicht schauen, sondern nur ahnen kann und auch das nur in stillen, tiefen Stunden. Dann sehe ich die großen Mädchen ebenso groß, als ich die kleinen und kinderhaften winzig gewohnt war; – und weiß der liebe Himmel weshalb ich sie nun einmal so sehen will. Es hat alles seinen Grund. Aber die besten Dinge und Ereignisse sind doch die, welche ihre Ursache mit beiden Händen verdecken, sei es aus Bescheidenheit oder weil sie nicht verraten sein wollen.

III. Aber trotzdem: auch in den kleinen und ganz kleinen Städten meiner Heimat werden die kleinen Mädchen über Nacht große Mädchen. Ich kann es nicht hindern und kann auch nachträglich kein Meer hinter ihrem Rücken ausgießen, weil das zur Folge hatte, daß die jüngeren Brüder, die ihr Zehn-Uhr-Butterbrot noch in der Schule essen, beim Heimkommen erzählen müßten: »Was in der Geographie steht ist falsch. Und der Herr Lehrer hat gelogen. Er hat uns gesagt, daß das Meer tief unten beginnt, ganz am Rand der Landkarte von Österreich-Ungarn. Und nun ist es mitten im Königreich Böhmen – das Meer.« Und ich weiß, daß die kleinen Klugheiten überlegen lächeln bei solchen Erkenntnissen. Und doch ist das Lächeln über das Meer, das ich unerwartet mitten in Böhmen gemacht habe, lange nicht so licht, wie die Freude, mit welcher sie sich selber angesichts der blanken Dielen oder des Furchenfeldes befehlen: das ist das Meer. So will ich die Schöpfung diesen kleinen Allmächtigen überlassen und mich damit zufrieden geben, daß hinter den Mädchen, die ich meine, wirklich und wahrhaft die Ebene liegt.

IV. Freilich: es ist nicht die Ebene, die ich meine. Nicht die müßigen Moräste zwischen Lucca und Pistoja, über denen die Vögel schnell und ängstlich fliegen, als ob sie fürchteten müde zu werden mitten in dieser haltlosen Traurigkeit. Es sind nicht die faltigen Flächen der Mark, in denen wachsame Flügelmühlen auf den nächsten Wind warten. Und auch die Felder in Westpreußen sind das nicht, die schon fast Meer bedeuten und einen leisen breiten

Wellenschlag haben, in dem sie das Gold ihrer Abende langsam sammeln. Es sind einfach die böhmischen Gebreite, reich und ruhig. Und man hebt sich nicht ab von ihnen, man wird nicht ein Einsamer. Immer sind ein paar Kirsch- oder Apfelbaume da, neben denen man unbedeutend und gesellig aussieht, man mag noch so allein und ratlos sein im Herzen.

V. Und, weiß Gott weshalb, ich denke, daß meine Mädchen also sind. Je mehr ihrer beisammen stehen, desto einsamer wird eine jede. Die welche hinzutritt zu dem schweigsamen Schwesterkreis, geht eigentlich fort und das Furchtbare ist, daß keiner weiß wohin. – Ein alter Mann hat mir einmal am Abend gesagt, daß alle Wege, die man nicht kennt, zu Gott führen. Er hat es bestimmt gewußt und ich glaube es ihm auch heute noch. Aber ich fürchte nur, daß meine Mädchen zu ganz verschiedenen Zeiten bei Gott ankommen, so daß die Ersten schon wieder weiter sind, wenn die Zögernden atemlos und mit heißen Gesichtern vor Ihm staunen. Auf diese Weise können sie sich nie und nirgends Alle wiedersehen. Wenn man nämlich annimmt, daß Nichts bei Gott bleibt, sondern über Ihn hinaus strebt, ja vielleicht erst recht anfängt sich zu rühren, wenn es Ihn gefunden hat.

VI. Meine Mädchen finden weder, noch suchen sie. Sie können sich überhaupt nicht erinnern, daß sie einmal gesucht haben. Sie wissen nur dunkel von verschiedenen Funden, die in die Zeit vor dem Groß-Werden gehören. Was sich ihnen damals wider Erwarten in die scheuen, braunen Händchen schmiegte oder in die viel scheueren Herzen, das haben sie aufbewahrt all die Jahre lang; mochte es eine verbogene Brosche oder ein verlorenes Wort gewesen sein. Man sinnt so gern, wem die Dinge gedient haben und wozu. Ich habe mich immer, sooft ich einen Fund getan habe, wie ein Erbe gefühlt, der die Herrschaft antritt nach einem unbekannten König. Und aus dieser Erfahrung heraus behaupte ich, daß meine Mädchen die rechtmäßigen Erbinnen vergangener Frauen sind, die schöne und schwere Kronen getragen haben.

VII. Bei Knaben heißt Groß-Werden, mündig werden. Die großen Mädchen aber sind viel unmündiger als die kleinen. Die kleinen küßt man offen und oft; die großen möchte man heimlich küssen. Das ist ein Unterschied und sicher der seltsamsten einer. Die Knaben wachsen so stramm und stetig in ihr Mannsein hinein; auf einmal paßt es ihnen: du weißt nicht wie. Die Mädchen lassen plötzlich ihr Kinderkleid los und stehen furchtsam und frierend da am Anfange eines ganz anderen Lebens, in dem die Worte und die Münzen, welche sie gewohnt waren, nichts mehr gelten. Sie entwickeln sich nur bis an die Schwelle ihrer Reife regelmäßig und ruhig. Von da an verwirren sich die Uhren. Mancher Tag ist wie gar keiner und hinter ihm kommt eine Nacht, die ist: wie tausend Tage.

VIII. Alte Leute vom Land erzählen davon, daß die jungen Mädchen in der guten Zeit, die sie die ihre heißen, an den langen Nachmittagen des Herbstes zu Rocken gingen. In der großen gastlichen Stube, drin sich die ganze Freundschaft sittsam zusammenfand, saßen sie sinnend im Rund, und oft sprach das frühe Feuer für sie, das sich im dachigen Kachelkamin auf dem herrschaftlichen Holz behaglich ausstreckte. Ein Duft von weißem, feinem Linnen, hausbackenem Rosinenkuchen (nach geheimem Rezept) und heißem prasselndem Tannenharz, richtig gemischt und um meine gütige alte Tante Zdeni sorglich ausgebreitet, könnte wohl bewirken, daß der feinen, greisen Frau manches wieder einfiele, was sie fünfundvierzig Jahre vorher in dieser ahnungsvollen Atmosphäre empfand. Aber wir haben nicht die Mittel diesen wundersamen Weihrauch zu wecken, und meine gütige Tante Zdeni versichert, es müsse sich alles Schöne, was sie damals sann, fest in den Fäden der weißen Gewebe finden, die sie das ganze Jahr unberührt in dem Schranke aus mattem Mahagoni verwahrt hält; denn da es nicht in ihrem langen Leben war, wird es wohl in den Tischtüchern geblieben sein, meint sie.

IX. So ist es immer. Eher webt man seine Träume tief in Tücher ein, als daß man sie so neben dem Leben her wachsen ließe, in dem sie nicht genug Sonne hätten, um auszureifen. Wenn man zu Ende ist, läßt man sie in kleinen und scheinbar wertlosen, altmodischen Dingen zurück, die bis an ihr eigenes Zugrundegehen nichts verraten. Nicht etwa weil sie schweigen, sondern weil sie sentimentale Lieder singen in einer Sprache deren letzter Versteher gestorben ist und für welche es keine Wörterbücher und keine Lehrer giebt. So hilft mir denn auch meiner tugendsamen Ahnin, der Josepha Christin von Goldberg elfenbeinbesetztes Spinnrad nur schlecht zum Verständnis der rockenreifen Mädchen in den kleinen und ganz kleinen Städten meiner Heimat.

X. Sie müssen mir selber helfen. Wundersam ist die Hilfe der Hilflosen und heilig. Ihr Verstummen oder Staunen ist vielleicht ein stärkeres Beistehen als die riesigen Reden, die in der Überzeugung von neunundneunzig Gerechten gedeihen. Und dann: wenn du neunundneunzig Gerechte erst gefunden hast, verzichtest du sicher gerne darauf, sie auch noch reden zu hören; denn es waren dann vielleicht gar nicht mehr neunundneunzig. Meiner Mädchen indessen sind mühelos mehr. Denn wenngleich ich nur die in meiner Heimat zahle, weiß ich doch, daß aus allen Orten, in denen ich ein Ave läuten gehört habe, Viele leise mitgehen, und ich tue als ob ich es nicht bemerkt hätte. So wachst die Wanderzahl langsam an, und ich habe Mühe die Menge zu überschauen, die sich dunkel an mir vorüberdrängt.

XI. Sie sind Schwestern von Gewand. Sie sind Verwandte in ihrer Angst, Abschiednehmende in ihrer Freude und Fremde von Herz zu Herz. Sie haben das Gemeinsame *um* sich und *in* sich je eine eigentümliche Einsamkeit, in der Gebräuche und Gebete gelten, von denen wir uns nicht träumen lassen. Sie sind jede wie eine Religion, die vom Munde eines offenbarenden Gottes unterwegs ist: die zu einem verschmachteten Geschlecht, zu einem schwachgeschwelgten Stamme jene. Sie tragen jede eine Schale voll Erfüllung in den rhythmisch zitternden Händen, aber keine weiß, an welche Lippen ihr glänzendes Gefäß grenzen wird.

XII. In den Büchern stehen die Geschicke derjenigen aufgezeichnet, die besonders glücklich oder unglücklich, besonders heilig oder besonders häßlich von Herzen waren. Dann Episoden aus dem Leben einer jeden; Hoffnungen und Heimlichkeiten, Ohnmachten und Offenbarungen geordnet nach dem Alphabet des Alters und der Erfahrung. Man spricht dort entweder von den Mädchen auf dem Land, oder von den Mädchen in den Städten, oder wohl gar von einem einzigen Mädchen, welches aus dem einen Rahmen in den anderen geschoben wird. Man beschreibt dort entweder ein Mädchen dem nichts oder ein solches dem Alles geschieht; oder mit besonderer Vorliebe wählt man auch da ein Beispiel, an dem sich beides der Reihe nach zeigen läßt, welches als sehr lehrreich und spannend empfunden wird. Das ist nun einmal so Sitte geworden in den Romanen und bei denen, welche sich mit dem Erdichten von Geschichten, Begebenheiten und Schicksalen befassen.

XIII. Man kann nichts gegen diese ruhige und beschauliche Beschäftigung vorbringen; denn die Geschichte des Zoroaster, des Plato, Jesu-Christi, des Columbus, des Lionardo und des Napoléon und noch mehrerer Menschen mußte geschrieben werden, das heißt sie schrieb sich sozusagen von selbst. Eine jede dieser handelnden Personen zog eine Furche in das große graue Gehirn der Erde, und wir alle tragen eine kleine Reproduktion dieses Urhirnes in uns, nach der Art der Taschenuhren oder der kleinen runden Kompaßpillen, die anzeigen, wo die Sonne aufgeht über einen biederen Bürgerbauch. Später entstand auch die Geschichte seltener Frauen; doch da war schon ein leises Beihelfen notwendig und für das geozentrische Haupthirn war eine Logik und eine Mnemotechnik erfunden worden, auf welche selbst die Historiker von heute stolz sind. In den jüngsten, halbverhallten Jahrhunderten hat man sich immer mehr um das »*paysage intime*« bemüht, will sagen, man hat die Geschichte der namenlosen Menschen

erzählen wollen. Der Eine oder der Andere glaubte nämlich bemerkt zu haben, daß eine Schlacht nicht notwendig bei Thermopylä, Hastings oder Austerlitz, sondern gelegentlich bei Angst, Sehnsucht oder Undank Raum hat, und daß nicht jede Entdeckung auf ein Amerika, nicht jedes Erfinden auf Pulver, Dampfmaschine oder Luftschiff fallen muß, um bedeutend und in einem bestimmten Begriff fruchtbar zu sein. Dabei ist es üblich geworden, statt beglaubigter Helden, glaubhafte hinzustellen. In dieser Absicht zerreißt man seit vielen Jahrzehnten die Heroen der Vergangenheit und die brauchbaren Zeitgenossen und fügt aus unkenntlichen Stücken neue und immer neue Möglichkeiten zusammen, die sich wie interessante oder seltsame Menschen ausnehmen sollen, wenigstens wenn man sie im richtigen Licht und von einer bestimmten Stelle aus betrachtet. Man stellt unablässig Versuche an, erfindet Gesetzmäßigkeiten, vor denen ältere Gesetze mäßig erscheinen, und man hat große Freude, wenn man ein Präparat, dem man den Kopf statt auf dem Rumpf, auf der Zehe des rechten Fußes angeheftet hat, eine Weile lebendig erhält. Dabei wird man klug. Das heißt man legt sich eine Sammlung mehr oder minder ernster Erfahrungen an und muß immer noch ein Zimmer zu mieten, um alle Früchte des rüstigen Forscherfleißes unter Dach zu halten. Bei einer solchen Sichtung werten natürlich die seltenen Arten und unerwarteten Nuancen am schwersten. Und es mag sein, daß reife Menschen, die sich heftig von ihrer Umgebung abheben, merkwürdige Dinge erleben und das obendrein auf die merkwürdigste Art. Man pflegt zu sagen: ihr »Schicksal« begründe das größere Interesse, und man meint damit zweierlei: das, was ihnen von außen zustößt, und ihr Verhältnis und Verhalten den Angriffen und Eindrücken gegenüber.

XIV. Wenn ich aus meinen vielen Mädchen und einigen Bruchstücken Jeanne d'Arc, Charlotte Corday und Katharina Emmerich / um nur *eine* Mischungsmöglichkeit zu streifen / *eine* Gestalt zusammenfüge, dann kann auch ich mich einer Heldin rühmen, die, wenn sie sich erst ans Bücken gewöhnt hat, in den Häusern der kleinen Städte gern und gastlich verkehren wird. Aber meine Mädchen seh ich bange werden. Sie fürchten, ich würde sie über alle Abgründe zu einander zerren, und von der Einen das und von der Zweiten ein Anderes und von keiner *alles** wollen; sie haben Angst, daß sie als Halbverschmähete mit der halben Habe in den enttäuschten Händen zurückbleiben, wie weiße Rosen durch die ein Sturm gegangen ist mit breiten, rücksichtslosen, schrecklichen Schultern.

XV. Da sehe ich in ihren Gesichtern und Gestalten hundert und hundert Bangigkeiten. Klare und dunkle, traumhafte und wachsame, entsagende und sehnsüchtige Ängste drängen auf mich zu oder fliehen furchtsam vor meinem Blick ins Unbestimmte. Da weiß ich, daß ich nicht zehn oder zwanzig Mädchen zu einer Heldin zusammenzwingen darf. Ich muß vielmehr die Eine, an die ich denke, ausbreiten über alle tausend Schwestern, die sie immer begleiten. Nur wenn ich von tausend Mädchen rede, wird es scheinen, daß ich von einem etwas Liebes und Heimliches weiß; nur wenn unzählige ihre Stimmen vor einen, wird auch der Fernste und der Traurigste einen Hauch jenes hohen Liedes spüren, das seinesgleichen nicht hat.

XVI. Fra Fiesole hat in den großen Freskobildern, auf denen er einsame strenge Gestalten darstellt, in jeder die Hoffnung auf den Himmel schlicht und schön ausgesprochen. Aber auf den vielen, vielen gottatmenden Angesichten der Engel des »Jüngsten Gerichtes« hat der Himmel selber mit Heiterkeit und Hoheit und Hymnen Raum. Sie sind das farbenfältige Mosaik seiner Macht, und es giebt seiner kein Bild, welches gleich groß und reich und ergreifend wäre.

XVII. Frauen hat es viele gegeben. Müde, wie die blonde Maria, böse wie Berechta von Rosenberg, welche vor dem Tode her leise durch Böhmens Burgen geht, und gute wie Elisabeth, die liebliche Landgräfin von Thüringen, deren Bangnis Rosen aus Brot blühen heißt. Und dann die vielen Mütter überhaupt. Aber hat es schon Mädchen gegeben vor meinen Mädchen? Auf keinem Wege kannst du die Spur solcher Füße finden. Umsonst suchst du diesen

leichten Abdruck in allem Sand. Er ist wie ein Mal auf der Wange eines Kindes, das auf seinem Händchen geschlafen hat. Winzige Mulden bleiben im Weg, wie unter der Last einer Liebkosung zurück – hinter den Mädchen; vor ihnen ist Alles glatt und blank. Entweder sind sie also die ersten, oder die vor ihnen sind immer über Wiesen gegangen oder über dunkles, duftendes Moos oder über das Meer?

XVIII. Wird jemand wissen: daß auch auf dem Steinpflaster des Bürgersteiges kein Bild des Fußes bleibt. Darauf ist zu antworten: daß es in diesen kleinen Städten noch nicht allzuviel eingemauerte Gassen giebt. Wenigstens der Fahrdamm ist fast überall noch ein Strom Staubes, aus dem man sich nach den festeren Rändern retten mag. Aber meine Mädchen schreiten mitten durch; immer dort, wo sie viel Himmel über sich fühlen, und auf kleinen weißen Wolken gehn sie durch die ganze Stadt. Mit keinem Woher hinter sich und so ohne Wohin. Gehen einfach. Vielleicht, damit sie ihr Blut nicht so laut branden hören. Gehen im tastenden Takte dieses heimlichen Wellenschlages. Sind der stille Strand ihrer ruhlosen Unendlichkeit. Finden niemals den gleichen Schritt. Wanken gegen einander, wie von vielen, feindlichen Winden bewegt. Winken jede anderswohin. Wenden zögernd an der Ecke um, wenn der Wind ihnen Worte von den Lippen reißt, die sie noch nicht gewollt haben. Den gleichen Weg kommen sie zurück, und immer wieder wandern sie hin und her zwischen zwei Gassen. Wie Wartende sind sie. Irren immer in einer einzigen Viertelstunde herum. Statt hinauszuziehen in die Zeit wie eine weiße Prozession mit einer fremden feurigen Fahne.

XIX. Geh hinter ihnen einmal. Unwillkürlich senkt sich dein Blick; denn ihre lichten Kleider blenden. Dein Auge fällt mit halbversengten Flügeln auf den Fahrdamm, der wie ein breites Buch und aufgeschlagen ist. In seine Blätter haben vergangene Wagen Linien gelegt. Und das ist gut. Denn die Schritte der Mädchen können nicht grade schreiben. Viele Schriften führen die Furchen entlang. Auf und ab. Als ob jemand bei Nacht geschrieben hätte oder wie Briefe von Blinden. Und doch merkt man bei einiger Mühe und Übung, daß das lauter lange Gedichte sind, Improvisationen, durch die wachsend und wechselnd ein seltsamer Rhythmus rinnt. Die gleichen Reimworte kehren immer wieder. Wie Flehende. Du findest dieselben an allen Türen warten. Rührende, schlichte Worte sind es, Lauten, welche nur eine einzige Saite haben. Eine silberne, – denkst du; und du lässest dich von ihrem Ton begleiten bis in den Traum.

XX. Wenn meine Mädchen wandern und sich bewegen, schwanken ihre Seelen langsam wie Kähne, die an ein unruhiges Ufer gebunden sind. – Denn ihre Seelen sind Gondeln von Gold und voller Ungeduld. Sie sind ganz verhangen mit alten, sanften seidenen Stoffen, so daß es ewig dämmert in ihnen. Die Mädchen lieben dieses duftende Dunkel mit seinen schönen unerschöpften Möglichkeiten. Sie wohnen darin. Selten, wenn die Falten des Vorhangs sich rühren, ritzt sie das Licht. Und sie staunen dann einen Augenblick ein Stück Stube an oder einen Garten, der gerade Abend hat. Und sie erschrecken leise, daß es Stube und Garten und Abend giebt. Und sie heben die Furcht vor diesen vielen Dingen in das seidene Dunkel ihres Lebens hinein und falten die Hände davor. So sind ihre Gebete..

XXI.....
.....
.....

Undatiert. Geschrieben vermutlich im Sommer oder Herbst 1898
SW V, S. 399-412.

NOTIZEN ZUR MELODIE DER DINGE

I. Ganz am Anfang sind wir, siehst du.
Wie vor Allem. Mit
Tausend und einem Traum hinter uns und
ohne Tat.

II. Ich kann mir kein seligeres Wissen denken,
als dieses Eine:
daß man ein Beginner werden muß.
Einer der das erste Wort schreibt hinter einen
jahrhundertelangen
Gedankenstrich.

III. Das fällt mir ein: bei dieser Beobachtung: daß wir die Menschen noch immer auf Goldgrund malen, wie die ganz Primitiven. Vor etwas Unbestimmtem stehen sie. Manchmals vor Gold, manchmals auch vor Grau. Im Licht manchmals, und oft mit unergründlichem Dunkel hinter sich.

IV. Man begreift das. Um die Menschen zu erkennen, mußte man sie isolieren. Aber nach einer langen Erfahrung ist es billig, die Einzelbetrachtungen wieder in ein Verhältnis zu setzen, und mit gereiftem Blick ihre breiteren Gebärden zu begleiten.

V. Vergleiche einmal ein Goldgrundbild aus dem Trecento mit einer von den zahlreichen späteren Kompositionen italienischer Frühmeister, wo die Gestalten zu einer Santa Conversazione vor der leuchtenden Landschaft in der lichten Luft Umbriens sich zusammenfinden. Der Goldgrund isoliert eine jede, die Landschaft glänzt hinter ihnen wie eine gemeinsame Seele, aus der heraus sie ihr Lächeln und ihre Liebe holen.

VI. Dann denke an das Leben selbst. Erinnere dich, daß die Menschen viele und bauschige Gebärden und unglaublich große Worte haben. Wenn sie nur eine Weile so ruhig und reich waren, wie die schönen Heiligen des Marco Basaiti, müßtest du auch hinter ihnen die Landschaft finden, die ihnen gemeinsam ist.

VII. Und es giebt ja auch Augenblicke, da sich ein Mensch vor dir still und klar abhebt von seiner Herrlichkeit. Das sind seltene Feste, welche du niemals vergißt. Du liebst diesen Menschen fortan. Das heißt du bist bemüht die Umrisse seiner Persönlichkeit, wie du sie in jener Stunde erkannt hast, nachzuzeichnen mit deinen zärtlichen Händen.

VIII. Die Kunst tut dasselbe. Sie ist ja die weitere, unbescheidenere Liebe. Sie ist die Liebe Gottes. Sie darf nicht bei dem Einzelnen stehen bleiben, der nur die Pforte des Lebens ist. Sie muß ihn durchwandern. Sie darf nicht müde werden. Um sich zu erfüllen muß sie dort wirken, wo Alle – *Einer* sind. Wenn sie dann diesen *Einen* beschenkt, kommt grenzenloser Reichtum über Alle.

IX. Wie weit sie davon ist, mag man auf der Bühne sehen, wo sie doch sagt oder sagen will, wie sie das Leben, nicht den Einzelnen in seiner idealen Ruhe, sondern die Bewegung und den Verkehr Mehrer(er) betrachtet. Dabei ergiebt sich, daß sie die Menschen einfach neben einander stellt, wie die im Trecento es taten, und es ihnen selbst überläßt sich mit einander zu befreunden über das Grau oder das Gold des Hintergrundes hin.

X. Und darum wird es auch so. Mit Worten und Gesten suchen sie sich zu erreichen. Sie renken sich fast die Arme aus, denn die Gebärden sind viel zu kurz. Sie machen unendliche Anstrengungen die Silben einander zuzuwerfen und sind dabei noch herzlich schlechte Ballspieler, die nicht auffangen können. So vergeht die Zeit mit Bücken und Suchen – ganz wie im Leben.

XI. Und die Kunst hat nichts getan, als uns die Verwirrung gezeigt in welcher wir uns meistens befinden. Sie hat uns beängstigt, statt uns still und ruhig zu machen. Sie hat bewiesen, daß wir jeder auf einer anderen Insel leben; nur sind die Inseln nicht weit genug um einsam und unbekümmert zu bleiben. Einer kann den Anderen stören oder schrecken oder mit Speeren verfolgen – nur helfen kann keiner keinem.

XII. Von Eiland zu Eiland giebt es nur eine Möglichkeit: gefährliche Sprünge, bei denen man mehr als die Füße gefährdet. Ein ewiges Hin- und Herhüpfen entsteht mit Zufällen und Lächerlichkeiten; denn es kommt vor, daß zwei zueinander springen, gleichzeitig, so daß sie einander nur in der Luft begegnen, und nach diesem mühsamen Wechsel ebenso weit sind Eines vom Anderen – wie vorher.

XIII. Das ist weiter nicht wunderlich; denn in der Tat sind die Brücken zu einander, darüber man schön und festlich gegangen kommt, nicht *in* uns, sondern hinter uns, ganz wie auf den Landschaften des Fra Bartholome oder des Lionardo. Es ist doch so, daß das Leben sich zuspitzt in den einzelnen Persönlichkeiten. Von Gipfel zu Gipfel aber geht der Pfad durch die breiteren Tale.

XIV. Wenn zwei oder drei Menschen zusammenkommen, sind sie deshalb noch nicht beisammen. Sie sind wie Marionetten deren Drähte in verschiedenen Händen liegen. Erst wenn *eine* Hand alle lenkt, kommt eine Gemeinsamkeit über sie, welche sie zum Verneigen zwingt oder zum Dreinhauen. Und auch die Kräfte des Menschen sind dort, wo seine Drähte enden in einer haltenden herrschenden Hand.

XV. Erst in der gemeinsamen Stunde, in dem gemeinsamen Sturm, in der einen Stube, darin sie sich begegnen, finden sie sich. Erst bis ein Hintergrund hinter ihnen steht, beginnen sie miteinander zu verkehren. Sie müssen sich ja berufen können auf die *eine* Heimat. Sie müssen einander gleichsam die Beglaubigungen zeigen, welche sie mit sich tragen und welche Alle den Sinn und das Insiegel desselben Fürsten enthalten.

XVI. Sei es das Singen einer Lampe oder die Stimme des Sturms, sei es das Atmen des Abends oder das Stöhnen des Meeres, das dich umgiebt – immer wacht hinter dir eine breite Melodie, aus tausend Stimmen gewoben, in der nur da und dort dein Solo Raum hat. Zu wissen, *wann Du einzufallen hast*, das ist das Geheimnis deiner Einsamkeit: wie es die Kunst des wahren Verkehres ist: aus den hohen Worten sich fallen lassen in die eine gemeinsame Melodie.

XVII. Wenn die Heiligen des Marco Basaiti sich etwas anzuvertrauen hätten außer ihrem seligen Nebeneinandersein, sie würden sich nicht vorn im Bild, drin sie wohnen, ihre schmalen, sanften Hände reichen. Sie würden sich zurückziehen, gleich klein werden und tief im lauschenden Land über die winzigen Brücken zueinander kommen.

XVIII. Wir vorn sind ganz ebenso. Segnende Sehnsüchte. Unsere Erfüllungen geschehen weit in leuchtenden Hintergründen. Dort ist Bewegung und Wille. Dort spielen die Historien, deren dunkle Überschriften wir sind. Dort ist unser Vereinen und unser Abschiednehmen, Trost und Trauer. Dort *sind* wir, während wir im Vordergrunde kommen und gehen.

XIX. Erinnere dich an Menschen, die du beisammen fandest, ohne daß sie eine gemeinsame Stunde um sich hatten. Zum Beispiel Verwandte, die sich im Sterbezimmer einer wirklich geliebten Person begegnen. Da lebt die eine in dieser, die andere in jener tiefen Erinnerung. Ihre Worte gehen aneinander vorbei, ohne daß sie von einander wissen. Ihre Hände verfehlen sich in der ersten Verwirrung. – Bis der Schmerz hinter ihnen breit wird. Sie setzen sich hin, senken die Stirnen und schweigen. Es rauscht über ihnen wie ein Wald. Und sie sind einander nahe, wie nie vorher.

XX. Sonst, wenn nicht ein schwerer Schmerz die Menschen gleich still macht, hört der eine mehr, der andere weniger von der mächtigen Melodie des Hintergrundes. Viele hören sie gar nicht mehr. Sie sind wie Bäume welche ihre Wurzeln vergessen haben und nun meinen, daß das Rauschen ihrer Zweige ihre Kraft und ihr Leben sei. Viele haben nicht Zeit sie zu hören. Sie dulden keine Stunde um sich. Das sind arme Heimatlose, die den Sinn des Daseins verloren haben. Sie schlagen auf die Tasten der Tage und spielen immer denselben monotonen verlorenen Ton.

XXI. Wollen wir also Eingeweihte des Lebens sein, müssen wir zweierlei bedenken: Einmal die große Melodie, in der Dinge und Düfte, Gefühle und Vergangenheiten, Dämmerungen und Sehnsüchte mitwirken, – und dann: die einzelnen Stimmen, welche diesen vollen Chor ergänzen und vollenden.
Und um ein Kunstwerk, heißt: Bild des tieferen Lebens, des mehr als heutigen, immer zu allen Zeiten möglichen Erlebens, zu begründen, wird es notwendig sein die beiden Stimmen, *die* einer betreffenden Stunde und *die* einer Gruppe von Menschen darin, in das richtige Verhältnis zu setzen und auszugleichen.

XXII. Zu diesem Zweck muß man die beiden Elemente der Lebensmelodie in ihren primitiven Formen erkannt haben; man muß aus den rauschenden Tumulten des Meeres den Takt des Wogenschlages ausschälen und aus dem Netzgewirr täglichen Gespräches die lebendige Linie gelöst haben, welche die anderen trägt. Man muß die reinen Farben nebeneinanderhalten um ihre Kontraste und Vertraulichkeiten kennenzulernen. Man muß das Viele vergessen haben, um des Wichtigen willen.

XXIII. Zwei Menschen, die in gleichem Grade leise sind, müssen nicht von der Melodie ihrer Stunden reden. Diese ist ihr an und für sich Gemeinsames. Wie ein brennender Altar ist sie zwischen ihnen und sie nähren die heilige Flamme fürchtig mit ihren seltenen Silben.
Setze ich diese beiden Menschen aus ihrem absichtlosen Sein auf die Bühne, so ist mir offenbar darum zu tun, zwei Liebende zu zeigen und zu erklären, warum sie selig sind. Aber auf der Szene ist der Altar unsichtbar und es weiß keiner sich die seltsamen Gesten der Opfernden zu erklären.

XXIV. Da giebt es nun zwei Auswege:
entweder die Menschen müssen sich erheben und mit vielen Worten und verwirrenden Gebärden zu sagen versuchen, was sie vorher lebten.
Oder:
ich ändere nichts an ihrem tiefen Tun und sage selbst diese Worte dazu:
Hier ist ein Altar, auf welchem eine heilige Flamme brennt. Ihren Glanz können Sie auf den Gesichtern dieser beiden Menschen bemerken.

XXV. Das Letztere erscheint mir einzig künstlerisch. Es geht nichts von dem Wesentlichen verloren; keine Vermengung der einfachen Elemente trübt die Reihe der Ereignisse, wenn ich

den Altar, der die zwei Einsamen vereint, so schildere, daß Alle ihn sehen und an sein Vorhandensein glauben. Viel später wird es den Schauenden unwillkürlich werden, die flammende Säule zu sehen, und ich werde nichts Erläuterndes hinzu sagen müssen. Viel später.

XXVI. Aber das mit dem Altar ist nur ein Gleichnis, und ein sehr ungefähres obendrein. Es handelt sich darum, auf der Szene die gemeinsame Stunde, das worin die Personen zuworte kommen, auszudrücken. Dieses Lied, welches im Leben den tausend Stimmen des Tages oder der Nacht, dem Waldrauschen oder dem Uhrenticken und ihrem zögernden Stundenschlag überlassen bleibt, dieser breite Chor des Hintergrundes, der den Takt und Ton unserer Worte bestimmt, läßt sich auf der Bühne zunächst nicht mit den gleichen Mitteln begreiflich machen.

XXVII. Denn das was man »Stimmung« nennt und was ja in neueren Stücken auch teilweise zu seinem Rechte kommt, ist doch nur ein erster unvollkommener Versuch, die Landschaft hinter Menschen, Worten und Winken durchschimmern zu lassen, wird von den Meisten überhaupt nicht bemerkt und kam um seiner leiseren Intimität willen überhaupt nicht von Allen bemerkt werden. Eine technische Verstärkung einzelner Geräusche oder Beleuchtungen wirkt lächerlich, weil sie aus tausend Stimmen eine einzelne zuspitzt, so daß die ganze Handlung an der einen Kante hängen bleibt.

XXVIII. Diese Gerechtigkeit gegen das breite Lied des Hintergrundes bleibt nur erhalten, wenn man es in seinem ganzen Umfange gelten läßt, was zunächst sowohl den Mitteln unserer Bühne, wie der Auffassung der mißtrauischen Menge gegenüber untunlich erscheint. – Das Gleichgewicht kann nur durch eine strenge Stilisierung erreicht werden. Wenn man nämlich die Melodie der Unendlichkeit auf denselben Tasten spielt, auf denen die Hände der Handlung ruhen, das heißt das Große und Wortlose zu den Worten herunterstimmt.

XXIX. Dieses ist nichts anderes als die Einführung eines Chors, der sich ruhig aufrollt hinter den lichten und flimmernden Gesprächen. Dadurch daß die Stille in ihrer ganzen Breite und Bedeutung fortwährend wirkt, erscheinen die Worte vorn als ihre natürlichen Ergänzungen, und es kann dabei eine gerundete Darstellung des Lebensliedes erzielt werden, welche sonst schon durch die Unverwendbarkeit von Düften und dunklen Empfindungen auf der Bühne, ausgeschlossen schien.

XXX. Ich will ein ganz kleines Beispiel andeuten; –
Abend. Eine kleine Stube. Am Mitteltisch unter der Lampe sitzen zwei Kinder einander gegenüber, ungern über ihre Bücher geneigt. Sie sind beide weit – weit. Die Bücher verdecken ihre Flucht. Dann und wann rufen sie sich an, um sich nicht in dem weiten Wald ihrer Träume zu verlieren. Sie erleben in der engen Stube bunte und phantastische Schicksale. Sie kämpfen und siegen. Kommen heim und heiraten. Lehren ihre Kinder Helden sein. Sterben wohl gar.
Ich bin so eigenwillig, das für Handlung zu halten!

XXXI. Aber was ist diese Szene ohne das Singen der hellen altmodischen Hängelampe, ohne das Atmen und Stöhnen der Möbel, ohne den Sturm um das Haus. Ohne diesen ganzen dunklen Hintergrund, durch welchen sie die Fäden ihrer Fabeln ziehen. Wie anders würden die Kinder im Garten träumen, anders am Meer, anders auf der Terrasse eines Palastes. Es ist nicht gleichgültig, ob man in Seide oder in Wolle stickt. Man muß wissen, daß sie in dem gelben Canevas dieses Stubenabends die paar ungelenken Linien ihres Maeandermusters unsicher wiederholen.

XXXII. Ich denke nun daran, die ganze Melodie so wie die Knaben sie hören, erklingen zu lassen. Eine stille Stimme muß sie über der Szene schweben, und auf ein unsichtbares Zeichen

fallen die winzigen Kinderstimmen ein und treiben hin, während der breite Strom durch die enge Abendstube weiterrauscht von Unendlichkeit zu Unendlichkeit.

XXXIII. Solcher Szenen weiß ich viele und breitere. Je nach ausdrücklicher ich meine allseitiger Stilisierung oder vorsichtiger Andeutung derselben, findet der Chor auf der Szene selbst seinen Raum und wirkt dann auch durch seine wachsame Gegenwart, oder sein Anteil beschränkt sich auf die Stimme, die, breit und unpersönlich, aus dem Brauen der gemeinsamen Stunde steigt. In jedem Fall wohnt auch in ihr, wie im antiken Chor, das weisere Wissen; nicht weil sie urteilt über das Geschehen der Handlung, sondern weil sie die Basis ist, aus der jenes leisere Lied sich auslöst und in deren Schooß es endlich schöner zurückfällt.

XXXIV. Die stilisierte, also unrealistische Darstellung halte ich in diesem Fall nur für einen Übergang; denn auf der Bühne wird immer diejenige Kunst am willkommensten sein, welche lebensähnlich und in diesem äußeren Sinne »wahr« ist. Aber dieses gerade ist der Weg zu einer selbst sich vertiefenden, innerlichen Wahrheit: die primitiven Elemente zu erkennen und zu verwenden. Hinter einer ernsten Erfahrung wird man die begriffenen Grundmotive freier und eigenwilliger brauchen lernen und damit auch wieder dem realistischen, dem zeitlich Wirklichen näher kommen. Es wird aber nicht dasselbe sein wie vorher.

XXXV. Diese Bemühungen erscheinen mir notwendig, weil sonst die Erkenntnis der feineren Gefühle die eine lange und ernste Arbeit sich errang, im Lärm der Bühne ewig verloren gehen »würde«. Und das ist schade. Von der Bühne her kann, wenn es tendenzlos und unbetont geschieht, das neue Leben verkündet, das heißt auch denen vermittelt werden, die nicht aus eigenem Drang und eigener Kraft seine Gebärden lernen. Sie sollen nicht bekehrt werden von der Szene her. Aber sie sollen wenigstens erfahren: das giebt es in unserer Zeit, eng neben uns. Das ist schon Glückes genug.

XXXVI. Denn es ist fast von der Bedeutung einer Religion, dieses Einsehen: daß man, sobald man einmal die Melodie des Hintergrundes gefunden hat, nicht mehr ratlos ist in seinen Worten und dunkel in seinen Entschlüssen. Es ist eine sorglose Sicherheit in der einfachen Überzeugung, Teil einer Melodie zu sein, also einen bestimmten Raum zu Recht zu besitzen und eine bestimmte Pflicht an einem breiten Werke zu haben, in dem der Geringste ebensoviel wertet wie der Größte. Nicht überzählig zu sein, ist die erste Bedingung der bewußten und ruhigen Entfaltung.

XXXVII. Aller Zwiespalt und Irrtum kommt davon her, daß die Menschen das Gemeinsame *in* sich, statt in den Dingen *hinter* sich, im Licht, in der Landschaft im Beginn und im Tode, suchen. Sie verlieren dadurch sich selbst und gewinnen nichts dafür. Sie vermischen sich, weil sie sich doch nicht vereinen können. Sie halten sich aneinander und können doch nicht sicheren Fuß fassen, weil sie beide schwankend und schwach sind; und in diesem gegenseitigen Sich-stützen-wollen geben sie ihre ganze Stärke aus, so daß nach außen hin auch nicht die Ahnung eines Wellenschlages fühlbar wird.

XXXVIII. Jedes Gemeinsame setzt aber eine Reihe unterschiedener einsamer Wesen voraus. Vor ihnen war es einfach ein Ganzes ohne jegliche Beziehung, so vor sich hin. Es war weder arm noch reich. Mit dem Augenblick, wo verschiedene seiner Teile der mütterlichen Einheit entfremden, tritt es in Gegensatz zu ihnen; denn sie entwickeln sich von ihm fort. Aber es läßt sie doch nicht aus der Hand. Wenn die Wurzel auch nicht von den Früchten weiß, sie nährt sie doch.

XXXIX. Und wie Früchte sind wir. Hoch hangen wir in seltsam verschlungenen Asten und viele Winde geschehen uns. Was wir besitzen, das ist unsere Reife und Süße und Schönheit. Aber die Kraft dazu strömt in *einem* Stamm aus einer über Welten hin weit gewordenen Wurzel in uns Alle. Und wenn wir für ihre Macht zeugen wollen, so müssen wir sie jeder brauchen in unserem einsamsten Sinn. Je mehr Einsame, desto feierlicher, ergreifender und mächtiger ist ihre Gemeinsamkeit.

XXXX. Und gerade die Einsamsten haben den größten Anteil an der Gemeinsamkeit. Ich sagte früher, daß der eine mehr, der andere weniger von der breiten Lebensmelodie vernimmt; dem entsprechend fallt ihm auch eine kleinere oder geringere Pflicht in dem großen Orchester zu. Derjenige, welcher die ganze Melodie vernähme, wäre der Einsamste und Gemeinsamste zugleich. Denn er würde hören, was Keiner hört, und doch nur weil er in seiner *Vollendung* begreift, was die anderen dunkel und lückenhaft erlauschen.

Undatiert. Geschrieben vermutlich im Sommer oder Herbst 1898.
SW V, S.412-425.

ÜBER KUNST

I

Graf Lew Tolstoj hat in seinem letzten vielumfragten Buche ›Was ist Kunst?‹ seiner eigenen Antwort eine lange Reihe von Definitionen aus allen Zeiten vorangestellt. Und von Baumgarten bis Helmholtz, Shaftesbury bis Knight, Cousin bis Sar Peladan ist Raum genug für Extreme und Widersprüche.
Allen diesen Meinungen von Kunst, derjenigen Tolstojs mit eingeschlossen, ist aber eines gemeinsam: es wird nicht so sehr das Wesen der Kunst betrachtet, vielmehr sind alle bemüht, sie aus ihren Wirkungen zu erklären.
Es ist, als ob man sagte: Die Sonne ist das, welches Früchte reift, Wiesen wärmt und Wäsche trocknet. Man vergißt, daß dieses letztere jeder Ofen vermag.
Wenngleich wir Modernen am weitesten entfernt sind von der Möglichkeit, anderen oder auch nur uns selbst durch Definitionen zu helfen, haben wir doch vielleicht vor den Gelehrten die Unbefangenheit und Aufrichtigkeit und eine leise Erinnerung aus Schaffensstunden voraus, welche unseren Worten in Wärme ersetzt, was ihnen an historischer Würde und Gewissenhaftigkeit fehlt. Die Kunst stellt sich dar als eine Lebensauffassung wie etwa die Religion und die Wissenschaft und der Sozialismus auch. Sie unterscheidet sich von den anderen Auffassungen nur dadurch, daß sie nicht aus der Zeit resultiert und gleichsam als die Weltanschauung des letzten Zieles erscheint. In einer graphischen Darstellung, bei welcher die einzelnen Lebensmeinungen als Linien in die ebene Zukunft fortgeführt würden, wäre sie die längste Linie, vielleicht das Stück einer Kreisperipherie, das sich als Gerade darstellt, weil der Radius unendlich ist.
Wenn ihr einmal die Welt unter den Füßen zerbricht, bleibt sie als das Schöpferische unabhängig bestehen und ist die sinnende Möglichkeit neuer Welten und Zeiten.
Deshalb ist auch der, welcher sie zu seiner Lebensanschauung macht, der Künstler, der Mensch des letzten Zieles, der jung durch die Jahrhunderte geht, mit keiner Vergangenheit hinter sich. Die anderen kommen und gehen, er dauert. Die anderen haben Gott hinter sich wie eine Erinnerung. Dem Schaffenden ist Gott die letzte, tiefste Erfüllung. Und wenn die Frommen sagen: »Er ist«, und die Traurigen fühlen: »Er war«, so lächelt der Künstler: »Er wird sein«. Und sein Glauben ist mehr als Glauben; denn er selbst baut an diesem Gott. Mit jedem Schauen,

mit jedem Erkennen, in jeder seiner leisen Freuden fügt er ihm eine Macht und einen Namen zu, damit der Gott endlich in einem späten Urenkel sich vollende, mit allen Mächten und allen Namen geschmückt.
Das ist die Pflicht des Künstlers.
Weil er sie aber als Einsamer mitten im Heute wirkt, so stoßen seine Hände da und dort an die Zeit. Nicht, daß sie das Feindliche wäre. Aber sie ist das Zögernde, Zweifelnde, Mißtrauische. Sie ist der Widerstand. Und erst aus diesem Zwiespalt zwischen der gegenwärtigen Strömung und der zeitfremden Lebensmeinung des Künstlers entsteht eine Reihe kleiner Befreiungen, wird des Künstlers sichtbare Tat: das Kunstwerk. Nicht aus seiner naiven Neigung heraus. Es ist immer eine Antwort auf ein Heute.
Das Kunstwerk möchte man also erklären: als ein tief inneres Geständnis, das unter dem Vorwand einer Erinnerung, einer Erfahrung oder eines Ereignisses sich ausgiebt und, losgelöst von seinem Urheber, allein bestehen kann.
Diese Selbständigkeit des Kunstwerkes ist die Schönheit. Mit jedem Kunstwerke kommt ein Neues, ein Ding mehr in die Welt.
Man wird finden, daß in dieser Definition alles Raum hat: von den gotischen Domen des Jehan de Beauce bis zu einem Möbel des jungen van der Velde. –
Die Kunsterklärungen, welche die *Wirkung* zur Grundlage nehmen, umfassen viel mehr. Sie müssen in ihren Konsequenzen auch notwendig den Fehler begehen, statt von der Schönheit vom Geschmack, das heißt statt von Gott vom Gebete zu reden. Und so werden sie ungläubig und verwirren sich immer mehr.
Wir müssen es aussprechen, daß das Wesen der Schönheit nicht im Wirken liegt, sondern im Sein. Es müßten sonst Blumenausstellungen und Parkanlagen schöner sein als ein wilder Garten, der vor sich hinblüht irgendwo und von dem keiner weiß.

II

Wenn ich die Kunst als eine Lebensanschauung bezeichne, meine ich damit nichts Ersonnenes. Lebensanschauung will hier aufgefaßt sein in dem Sinne: Art zu sein. Also kein Sich-Beherrschen und -Beschränken um bestimmter Zwecke willen, sondern ein sorgloses Sich-Loslassen, im Vertrauen auf ein sicheres Ziel. Keine Vorsicht, sondern eine weise Blindheit, die ohne Furcht einem geliebten Führer folgt. Kein Erwerben eines stillen, langsam wachsenden Besitzes, sondern ein fortwährendes Vergeuden aller wandelbaren Werte. Man erkennt: diese Art zu sein hat etwas Naives und Unwillkürliches und ähnelt jener Zeit des Unbewußten an, deren bestes Merkmal ein freudiges Vertrauen ist: der Kindheit. Die Kindheit ist das Reich der großen Gerechtigkeit und der tiefen Liebe. Kein Ding ist wichtiger als ein anderes in den Händen des Kindes. Es spielt mit einer goldenen Brosche oder mit einer weißen Wiesenblume. Es wird in der Ermüdung beide gleich achtlos fallen lassen und vergessen, wie beide ihm gleich glänzend schienen in dem Lichte seiner Freude. Es hat nicht die Angst des Verlustes. Die Welt ist ihm noch die schöne Schale, darin nichts verlorengeht. Und es empfindet als sein Eigentum alles, was es einmal gesehen, gefühlt oder gehört hat. Alles, was ihm einmal begegnet ist. Es zwingt die Dinge nicht, sich anzusiedeln. Eine Schar dunkler Nomaden wandern sie durch seine heiligen Hände wie durch ein Triumphtor. Werden eine Weile licht in seiner Liebe und verdämmern wieder dahinter; aber sie müssen alle durch diese Liebe durch. Und was einmal in der Liebe aufleuchtete, das bleibt darin im Bilde und läßt sich nie mehr verlieren. Und das Bild ist Besitz. Darum sind Kinder so reich.
Ihr Reichtum ist freilich rohes Gold, nicht übliche Münze. Und er scheint immer mehr an Wert einzubüßen, je mehr Macht die Erziehung gewinnt, die die ersten unwillkürlichen und ganz individuellen Eindrücke durch überkommene und historisch entwickelte Begriffe ersetzt und die Dinge, der Tradition gemäß, zu wertvollen und unbedeutenden, erstrebenswerten und gleichgiltigen stempelt. Das ist die Zeit der Entscheidung. Entweder es bleibt jene Fülle der

Bilder unberührt hinter dem Eindrängen der neuen Erkenntnisse, oder die alte Liebe versinkt wie eine sterbende Stadt in dem Aschenregen dieser unerwarteten Vulkane. Entweder das Neue wird der Wall, der ein Stück Kindsein umschirmt, oder es wird die Flut, die es rücksichtslos vernichtet. Das heißt, das Kind wird entweder älter und verständiger im bürgerlichen Sinn, als Keim eines brauchbaren Staatsbürgers, es tritt in den Orden *seiner* Zeit ein und empfängt ihre Weihen, oder es reift einfach ruhig weiter von tief innen, aus seinem eigensten Kindsein heraus, und das bedeutet, es wird Mensch im Geiste *aller* Zeiten: Künstler.
In diesen Tiefen und nicht in den Tagen und Erfahrungen der Schule verbreiten sich die Wurzeln des wahren Künstlertums. Sie wohnen in dieser wärmeren Erde, in der nie gestörten Stille dunkler Entwicklungen, die nichts wissen von dem Maß der Zeit. Möglich, daß andere Stämme, die aus der Erziehung, aus dem kühleren, von den Veränderungen der Oberfläche beeinflußten Boden ihre Kräfte heben, höher in den Himmel wachsen als so ein tiefgründiger Künstlerbaum. Dieser streckt nicht seine vergänglichen Äste, durch welche die Herbste und Frühlinge ziehen, zu Gott, dem Ewigfremden, hin; er breitet ruhig seine Wurzeln aus, und sie umrahmen den Gott, der hinter den Dingen ist, dort, wo es ganz warm und dunkel wird.
Darum, weil die Künstler viel weiter in die Wärme alles Werdens hinabreichen, steigen *andere* Säfte in ihnen zu den Früchten auf. Sie sind der weitere Kreislauf, in dessen Bahn immer neue Wesen sich einfügen. Sie sind die einzigen, die Geständnisse tun können, wo die anderen verhüllte Fragen haben. Niemand kann die Grenzen ihres Seins erkennen.
Den unmeßbaren Brunnen möchte man sie vergleichen. Da stehen die Zeiten an ihrem Rand und werfen ihr Urteil und Wissen wie Steine in die unerforschte Tiefe und lauschen. Die Steine fallen immer noch seit Jahrtausenden. Keine Zeit hat noch den Grund gehört.

III

Die Geschichte ist das Verzeichnis der Zufrühgekommenen. Da wacht immer wieder einer in der Menge auf, der in ihr keine Ursache hat und dessen Erscheinen sich in breiteren Gesetzen begründet. Er bringt fremde Gebräuche mit und fordert Raum für unbescheidene Gebärden. So wächst eine Gewaltsamkeit aus ihm und ein Wille, der über Furcht und Ehrfurcht wie über Steine schreitet. Rücksichtslos redet Zukünftiges durch ihn; und seine Zeit weiß nicht, wie sie ihn werten soll, und in diesem Zögern versäumt sie ihn. Er geht an ihrer Unentschlossenheit zugrunde. Er stirbt wie ein verlassener Feldherr oder wie ein voreiliger Frühlingstag, dessen Drängen die träge Erde nicht begreift. Aber Jahrhunderte später, wenn man seine Standbilder schon nicht mehr bekränzt und sein Grab vergessen ist und irgendwo grünt, – dann wacht er wieder auf und geht näher und als Zeitgenosse durch den Geist seiner Enkel.
So haben wir schon viele wiedererlebt; Fürsten und Philosophen, Kanzler und Könige, Mütter und Märtyrer, denen ihre Zeit Wahn und Widerstand war, leben leiser neben uns und reichen uns lächelnd ihre alten Gedanken, die nun keinem mehr laut und lästerlich sind. Sie gehen neben uns zu Ende, beschließen müde ihre Unsterblichkeit, setzen uns zu Erben ihres Ewigen ein und haben den täglichen Tod. Dann haben ihre Denkmäler keine Seele mehr, ihre Historie ist überflüssig geworden, weil wir ihr Wesen wie ein eigenes Erlebnis besitzen. So sind die Vergangenheiten wie Gerüste, die zusammenbrechen vor dem fertigen Bau; aber wir wissen, daß jede Vollendung wieder Gerüst wird und daß, von hundert Stürzen verhüllt, das letzte Gebäude ersteht, das Turm und Tempel sein wird und Haus und Heimat.
Einst, wenn dieses Monument sich bekrönt, wird die Reihe an die Künstler kommen – Zeitgenossen jener Vollender zu sein. Denn sie sind als die Allerzukünftigsten durch die Tage gegangen, und wir haben noch nicht den Geringsten von ihnen wie einen Bruder erkannt. Sie kommen uns vielleicht mit ihrer Gesinnung nah, sie rühren uns mit irgendeinem Werke an, sie neigen sich uns, und wir begreifen einen Blitz lang ihr Bild; – allein wir können sie im Heut nicht leben und nicht sterben denken. Und eher werden uns die Hände mächtig, Berge und Bäume zu heben, als einem von diesen Toten die Augen zu schließen, die schauenden.

Und selbst die Schaffenden unserer Zeit können jene Großen, deren Heimat erst sein wird, nicht zu Gaste laden; denn sie sind selber nicht zu Hause und sind Wartende und einsame Künftige und ungeduldige Einsame. Und ihr geflügeltes Herz stößt überall an die Mauern der Zeit. Und wenn sie gleich Weise sind, die ihre Zelle liebgewinnen und das Stückchen Himmel, das in ihrem Fenstergitter wie im Netz gefangen liegt und die eine Schwalbe, die ihr Nest, Vertrauens voll, über ihre Traurigkeit gehängt hat, – so sind sie doch auch Sehnsüchtige, die nicht immer bei gefalteten Tüchern und gehäuften Truhen warten wollen. Oft drängt es sie, die Gewebe auszubreiten, daß die unterbrochenen Bilder und Farben, die der Weber ersann, Sinn erhielten vor ihren Blicken und Zusammenhang und sie wollen Gefäße und Gold, das ihnen die Laden füllt, aus dem dunklen Besitzen heben in den klaren Gebrauch.
Aber sie sind Zufrühgekommene. Und was sich ihnen nicht löst im Leben, das wird ihr Werk. Und sie stellen es brüderlich neben die dauernden Dinge, und die Trauer des Nichterlebten ist die geheimnisvolle Schönheit über ihm. Und diese Schönheit weiht ihnen Söhne und Erben. Und so hält sich, am Schaffen entlang, ein Geschlecht Nochnichtlebender und harrt seiner Zeit. Und der Künstler ist immer noch dieser: ein Tänzer, dessen Bewegung sich bricht an dem Zwang seiner Zelle. Was in seinen Schritten und dem beschränkten Schwung seiner Arme nicht Raum hat, kommt in der Ermattung von seinen Lippen, oder er muß die noch ungelebten Linien seines Leibes mit wunden Fingern in die Wände ritzen.

Geschrieben vermutlich im Juli/August 18918 in Zoppot und Berlin-Schmargendorf.
Erstdruck: Ver sacrum, Wien; I: Jg. I, H. 11, November 1898. II: Jg. II, H. 1, Januar 1899. III: Jg. II, H. 5, Mai 1899.

Carl Sieber

Rilke in Danzig.

Rainer Maria Rilke weilte dreimal auf Danziger Boden: im Juni und Juli 1898 in Zoppot, im Juni 1899 in Oliva und im August 1900 in der Stadt Danzig. Rilke am 1898 zweiundzwanzig Jahre alt von Italien, wo er in Florenz und später in Viareggio an der ligurischen Küste reich gesegnete Monate verlebt hatte. Er mußte aus äußeren Gründen nach Schmargendorf bei Berlin, seinem damaligen Wohnsitz, zurückkehren. Da entschloss er sich rasch, noch gleichsam zur Nachkur an die Ostsee zu fahren, die ihm von einem früheren Aufenthalt in Misdroy bekannt und lieb war.
Am 16. Juni 1898 trifft er in Zoppot im Hotel Werminghoff ein und schreibt seiner Mutter einen Kartengruß von der „sehr blauen, schönen Ostsee“. Die Postkarte zeigt ein „Strandbild“, ein Stück Strand mit Wald im Hintergrund mit einer uns belustigenden Staffage: zwei Frauen in Schleppkleidern mit Sonnenschirmen, ein Mann im dunklen Anzug mit Regenschirm und über den Strand verstreut kleine, augenscheinlich sehr unbequem hingelagerte Gruppen. Seinen Eindruck on Zoppot gibt er in einem Brief vom 18. Juni 1898 wieder: „Seltsamer Art sind die Eindrücke hier nach dem freien, breiten Gefühl, das an dem anderen wärmeren und wilderen Meer entstand. Eng und doch nicht ängstlich, dunkel und doch nicht traurig. Ich feiere eines: der Schönheit Allgegenwart…“ – Der Mutter erzählt er (am 27. Juli 1898), daß die Eindrücke wie ein Echo jenes südlichen Meeres gewesen seien, von dem er kam. Aber er lobt den guten Strand, die schönen Wälder und guten Umgebungen Zoppots. Die Ostsee im tiefsten Winkel der Danziger Bucht mache den Eindruck eines Miniaturmeeres, das alle Eigenschaften des echten in kleinen Grenzen nachahme. Er kann sich dem Reiz der Landschaft „mit weiten Wiesen, hohen Linden und dunklen Dörfern“ nicht entziehen und rühmt Danzig, dessen altertümlicher Zauber sich mit nichts bisher Geschautem vergleichen ließe.

Was Rilke hier in Zoppot geschaffen hat, wissen wir nicht, er sagt, er sei faul oder fleißig, wie es eben komme; die Luft mache müde und der Schlaf werde tief. Es findet sich nur ein Gedicht in seinem Tagebuch, datiert vom 16. Juli 1898, gedichtet in der Talmühle in Zoppot:[1]

Enkel.

Menschen, die das tiefe Schweigen haben,
sind wie Knaben, welche Geigen haben
weit vom Urgroßvater her;
und sie wecken nie die Violinen:
ihre Hände, die im Dunkel dienen,
wurden schwer.
Doch die Wälder sind wie Geigenkästen,
und es ist ein Rauschen in den Ästen,
und die Enkel fühlen: hinter ihnen
ist das Meer…

Dieses Gedicht fängt das typische Ostsee-Erlebnis sehr glücklich ein: den Weg zum Strande durch den rauschenden Wald, in dem man schon die Weite des Meeres ahnt. Gleich wird man aus dem Halbdunkel der Buchen treten, unser Schritt wird schneller, und dann schimmert es blau zwischen den Bäumen auf, noch wenige Schritte, und wir stehen atemlos vor der mit kleinen Wellen am Strande anschlagenden See, der weiten, blauen, blendenden Ostsee. Aber Rilke führt das Gedicht nicht bis zum Schluß, dem Anblick der Wasser. Er traut sich noch nicht, die Violinen zu wecken, er ist noch Enkel, noch junger Mensch. So ist das Gedicht ein echtes Jugendgedicht Rilkes, der, wie er später sagt, noch nicht wußte, wovon seine Netze schwer sind.
Und noch ein anderes, noch ungedrucktes Gedicht schrieb er „im hohen Bucherker des Parkes von Oliva“. In der Vorbemerkung zu diesem Gedicht heißt es: „Wir gemeinsam gaben diesem Gedichte die Vollendung.“ Wer mit diesem „wir“ gemeint ist, wissen wir nicht. Vielleicht war es die Danziger Schriftstellerin Johanna Niemann, deren Bekanntschaft er gemacht hatte. Es wäre reizvoll zu denken, daß aus dieser zarten Danziger Freundschaft gleichsam als Gastgeschenk Danzigs dieses Gedicht entstand:[2]

Das sind die bangen Abenddramen:
Gestalten, die aus Tagen kamen,
verlangen nach dem Nirgendwo.
Auf einmal lasten alle Namen,
und unter ihrer Wucht die zahmen
und zarten Dinge leiden so.

Fühlst du die vielen Übergänge
hinzögern zwischen Sein und Sein?
Die Sonnen waren wie Gesänge…
und plötzlich horchen alle Hänge,
und mit der Angst bist du allein.

23. Juli 1898, Oliva.

[1] Gedr. „Briefe und Tagebücher 1899-1902“, S. 13.
[2] Das Gedicht wird hier zum ersten Male veröffentlicht.

Am 1. August kehrte Rilke, durch schlechtes, kaltes Wetter mitbestimmt, in die Villa „Waldfrieden“ in Schmargendorf zurück.
Rilkes zweier Aufenthalt auf Danziger Boden geschah nach einem nicht minder starken Eindruck, als es das ligurische Meer gewesen war, er kommt aus Rußland. Er schickt der Mutter eine herrlich blaue Postkarte mit Ansicht von Schloß und Kirche in Oliva. Er schreibt: „Ich bin in Oliva inmitten herrlicher Wälder und eine halbe Stunde vom Meer. Das Dorf, das in einem reichen Waldtal liegt, erhält seine Bedeutung durch eine aus dem Jahre 1170 stammende Abtei mit herrlicher Kirche, durch das Schloß der alten Herzoge von Pommerellen und Dansk … und endlich durch einen herrlichen großen Park mit Riesenrüstern und mit leise duftenden Linden. Trotz Regens bin ich recht froh in dieser Verlorenheit. Ich verkehre mit keinem Menschen, nur gelegentlich besuche ich in Langfuhr eine liebe Bekannte, die Schriftstellerin Johanna Niemann.“ Hier entsteht das „Oliva, 24. Juni 1899“ datierte Gedichte „Nach der Schlacht, I“):[3]

Kühler Jüngling, den der Frühling röther
blühen ließ – dein helles Herzblut lacht; –
lange warst du ein verlorner Flöter,
aber wilder bist du aufgewacht:
türkentrunken und ein Tausendtöter,
und von dir erschimmerte die Schlacht.

Deine Tage, die nach Thaten riefen,
hat ein unerhörter Gott erhört.
Und in deiner Rüstung Silbertiefen
badete das Antlitz des Kalifen,
und es war verstorben und verstört.

Haben wir hier einen Vorläufer des im gleichen Jahre im Herbst geschriebenen Cornet entdeckt? Nicht nur der „türkentrunkene Tausendtöter“ deutet darauf hin, sondern die ganze Stimmung von Empfindsamkeit und Kampf.
Rilke hatte wieder schlechtes Wetter, tröstet sich aber damit, daß das schlechte Wetter am Meer nicht so „verdrießlich“ wäre, wie etwa in Waldgegenden, denn „die Schattenstimmung über dem Wasser ist wandelbar und tausendfältig und keineswegs monoton, wie eine verregnete Binnenlandschaft“.
Bei seinem letzten Aufenthalt kam Rilke von seiner zweiten großen russischen Reise am 24. August 1900 in Danzig an und schickte seiner Mutter eine Postkarte mit Ansicht der Frauengasse und des Marientors. „Der erste Gruß vom deutschen Boden.“
Er hält sich diesmal nicht auf, sondern reist gleich weiter nach Worpswede. Rilke ist trotz aller Liebe für das damalige Rußland glücklich, wieder deutschen Boden unter den Füßen zu haben in dieser so deutschen Stadt, und wir erkennen aus diesen kleinen Episoden seiner Danziger Aufenthalte die Liebe des Deutschböhmen für sein größeres Vaterland, und so hat alles Geschehen auch eine geistige Seite.

Sonderdruck aus „Der Deutsche im Osten“, Jahrgang 3 (1940), Heft 3, S. 104-105.

[3] Ges. Ged. Bd.IV, S. 49, Druck der Cranach-Presse in Weimar in 225 Exemplaren.

EIN NACHRUF

Zum Tode Rainer Maria Rilkes.

Die „Weise von Liebe und Tod des Cornets Christian Rilke“ hat einmal die ganze Welt erobert. Rezitatoren und Sprachästhetiker der ganzen Welt haben von diesem Meisterwerk eines der wenigen großen Lyriker der Moderne Leben und Anregung gehabt. Selten hat ein lyrisches Epos und zwar ein stark lyrisches in so breiten Massen Eindruck gemacht.

Der Dichter Rainer Maria Rilke, Sproß eines alten, Kärtner Adelsgeschlechtes, in Prag geboren, erhielt im Elternhause (sein Vater war Offizier) eine Strenge, der militärischen Tradition der Familie entsprechende Erziehung und wurde mit zehn Jahren in die Kadettenanstalt geschickt. Das gedankliche und tatsächliche Milieu des Soldatenstandes und die Historie und Tradition, die in diesen Kreisen sich manifestiert, haben Rilke den Weg gezeigt, das Erleben der reinen und großen Liebe mit aller Tiefe und Innerlichkeit, dessen ein Knabe und späterer Lyriker fähig ist, zu schildern. Rilke war dreißig Jahre alt, als er dieses bekannteste seiner Werke schrieb. Er war als Neunzehnjähriger schon mit einer lyrischen Folge „Leben und Lieder“ an die Öffentlichkeit getreten. Wie jeder Dichter hat Rilke seine mystische, gottsuchende Periode gehabt, als deren Hauptwerk und Chronik in den Jahren 1899 bis 1903 drei Bände des „Stundenbuches“ erschienen. Rilke hat viele Reisen gemacht und kam bereits 1903 nach Paris. ER heiratete dort eine Bildhauerin, die zum Kreise Auguste Rodins gehörte. In Rodin selbst kam Rilke ebenfalls bald in ein dauerhaftes freundschaftliches Verhältnis, dem vor allem die ausgezeichnete Lebens- und Schaffensbiographie Rodins zu verdanken ist, die Rilke im Jahre 1905 erscheinen ließ. Diese Biographie sowie der „Cornet“ entstanden in der westfälischen Künstlerkolonie Worpswede, die dem Dichter ungemeine Anregungen vermittelte.

Es gibt über den Worpsweder Kreis sicher keine bessere Arbeit als Rilkes „Worpsweder Künstlermonographen“. In Paris lernte er auch André Gide, den Herausgeber der „Nouvelles Litteraires“, du Gard und andere kennen, deren Schriften und Werke er durch feinsinnige deutsche Nachdichtungen Geltung verschaffte. Rilke ist durch seinen Pariser Aufenthalt später auf den Weg gekommen, den andere deutsche Dichter vor ihm zu eigenem Schaden und den des Vaterlandes gegangen sind: er ging zeitweise mit zwar gutgemeinter, aber teilweise verletzender Kritik an deutschen Eigenarten ins Werk, was ihm Angriffe aus literarischen und politischen Kreisen in Deutschland und deutschem Kulturgebiet eintrug. Er lebte die letzten Jahre seines Lebens in der französischen Schweiz. Seiner Gesundheit wegen weilte er zuletzt in Montreux, wo er jetzt gestorben ist.

Danziger Neueste Nachrichten, 30. Dezember 1926, S. 2